



**Jüdischer  
Kulturverein  
Berlin e.V.**

## **Workshop**

**»Schmelztiegel oder Flickenteppich?«  
Nicht nur Berliner Lebensweisen  
zwischen Integration und Assimilation**





# Workshop

»Schmelztiegel oder Flickenteppich?«

**Nicht nur Berliner Lebensweisen  
zwischen Integration und Assimilation**

**Mittwoch, 16. Oktober 2002**



Ein türkisch-deutscher Weihnachtstanz im  
Kreuzberger AWO Begegnungszentrum

Herausgeber: Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.  
November / Dezember 2002

Bericht vom Workshop im Zusammenhang mit der Ausgabe  
»JÜDISCHE KORRESPONDENZ« Nr. 01 / Januar 2003

*Titelbild:* Nach dem Fastenbrechen Ramadan 2002. Mitglieder des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. zu Gast bei den Mitgliedern des Türkischen Begegnungszentrums der AWO in Berlin-Kreuzberg. Foto: Akiko Mori (Japan, z.Zt. Berlin)

Herausgeber: Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.  
Oranienburger Str.26 10117 Berlin  
Tel. 030 - 282 6669 / 2859 8052, Fax: 030 - 28598053  
e-mail: JKV.Berlin@t-online.de  
Redaktion: Dr. Irene Runge / Igor Chalmiev V.i.S.d.P.  
Fotos: Metin Yilmaz  
Berlin, November/Dezember 2002  
ISSN 1434-6133  
3. durchgesehene Auflage, März 2003

*Wir danken dem Kulturreferat Berlin-Mitte für die finanzielle Unterstützung und der Gesellschaft für Sozialwissenschaft, Forschung und Publizistik (GSFP) für die idelle Hilfe bei der Herausgabe dieses Konferenzberichts.*

## **INHALT:**

*Igor Chalmiev (Integrationsbeauftragter Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.)*

**Eröffnungsworte: Alles Deutschland?**

*Dr. Irene Runge (GSFP, 1. Vorsitzende des JKV)*

**Zwischen Schmelztiegel und Flickenteppich.  
Von Unvereinbarkeiten und Übereinstimmungen**

*Alp Otman (Leiter des Interkulturellen Büros Darmstadt)*

**Ethnische Vielfalt und Integration in der Kommune oder:  
Wie viel Integration ist möglich, wie viel Vielfalt ist nötig?**

*Prof. Dr. Ute Mohrmann (Ethnologin, Bad Saarow)*

**Ein Laubbaum, der Kirschbaum oder die Birke,  
als Weihnachtsbaum!  
Zum Thema des »typisch Deutschen«**

*Dr. Dagmar Neuland-Kitzerow (Museum Europäischer Kulturen Berlin)*

**Das Museum als Plattform der Kulturen?  
Einige Erfahrungen aus dem Museum Europäischer Kulturen  
Berlin/ Staatliche Museen zu Berlin-Stiftung / Preußischer  
Kulturbesitz**

*Martin Düspohl (Leiter des Kreuzberg Museums)*

**»Wir waren die ersten ...« Menschen aus der Türkei über  
ihr Leben in Berlin**

*Dr. Erika Karasek (Ethnologin)*

**Abschließende Gedanken zum Workshop des JKV**

*Anhang:*

**Fast 13 Jahre: Der Jüdische Kulturverein Berlin e.V.**

# Eröffnungsworte: Alles Deutschland?

Von Igor Chalmiev

Fast hätte dieser Workshop aus finanziellen Gründen nicht stattfinden können, aber der Jüdische Kulturverein Berlin e.V. ist immer für ein Wunder gut. Es ist uns daher eine Freude und Ehre zugleich, dass dank der ehrenamtlichen Mitwirkung unserer Referenten dieses Treffen dennoch möglich wurde. Die finanzielle Förderung, wie kaum anders zu erwarten, wurde im letzten Moment aus haushaltspolitischen Gründen gestrichen. Der eingesparte Haushalt hat auch Auswirkungen auf unser Thema, denn Integration setzt nicht nur den guten Willen aller Beteiligten voraus, sondern sie kostet auch viel Geld. Was passiert, wenn dieses weggespart wird? Diese Frage ist glücklicherweise nicht auf unserer aktuellen Tagesordnung. Heute geht es um Integration und Assimilation.

In Deutschland sagen manche Leute, wir sind alle Deutsche, und für solche Menschen ist eben überall Deutschland. Darum erwarten sie, wie man mir erzählt hat, auf Mallorca die heimische Küche und stören sich an den vielen »Ausländern«. Sie übersehen aus dieser Enge heraus auch, dass die Sachsen keine Bayern sind und sich in manchen Lebensauffassungen voneinander unterscheiden, und dass auch Berliner wie Hamburger durchaus anders leben können als Menschen aus Halle an der Saale oder Oberammergau. Nicht zuletzt hat das natürlich mit Unterschieden in den Lebensstilen von Klein-, Mittel- und Großstädtern, Armen und Reichen, Männern und Frauen, Kindern und Erwachsenen usw. zu tun.

Ich bin seit einem Jahr ein Deutscher. Ein deutscher Staatsangehöriger, um es genau zu sagen, denn meiner Nationalität nach bin ich – wie ich es zu sagen stets gewohnt war - ein Jude, bin aufgewachsen in Aserbaidschan, also in Transkaukasien, und das gehörte zur Sowjetunion, die, wie jeder Mensch weiß, sehr russisch geprägt war und wo jeder Mensch eine Nationalität hatte, die zu ihm gehörte. Ich bin also gewohnheitsmäßig multi-kulturell. Neben Russisch spreche ich auch die Sprache der Bergjuden und ich verstehe Aseri, das dem Türkischen verwandt ist und mir in Berlin sehr nutzt, und jetzt spreche ich sogar Deutsch.

Warum aber ist dieses »Multikulti«, wie es so hässlich verkürzt auf Deutsch genannt wird, ein so kompliziertes Thema in diesem Land hier?

Kulturelle, ethnische, religiöse und nationale Vielfalt sind doch die Realität. Sie sind ein Gewinn- und kein Verlustgeschäft! Aber im wirklichen Leben musste ich bisher ganz andere Dinge entdecken.

Wer mich zum Beispiel auf der Straße sieht, hält mich ohne nachzufragen für einen »Ausländer«. Da muss ich kein einziges Wort sagen. Die sehen das einfach. Dabei bin auch ich ein Berliner, und es gefällt mir sehr, ein bärtiger, dunkelhaariger Berliner zu sein. Das aber scheint vielen überhaupt nicht nachvollziehbar, und deshalb fragen mich manche, ob ich überhaupt verstehe, was sie so auf mich einreden.

Das Wort »Ausländer« passt aber meines Erachtens weder auf mich und nicht auf die unterschiedlichsten Menschen und Menschengruppen aus über 100 Staaten, auf die vielen Angehörigen der Nationen, Kulturen, Ethnien mit unterschiedlichen Religionen und Gewohnheiten, die hier leben. Man sollte uns besser als Deutsche unterschiedlicher Nationalität bezeichnen, oder unterschiedlicher Ethnien, Religionen usw. Aber was würde das genau bedeuten? Ich wäre demnach ein Deutscher mit jüdischer Nationalität aus der ehemaligen Sowjetunion, ein kaukasischer Jude, der Russe genannt, oder für einen Türken gehalten wird. Das also bringt auch nichts. Dass sogar ich mir Gedenken mache, wie ich zugeordnet werden will, hat übrigens nur mit den merkwürdigen Zuweisungen zu tun, mit denen ich mich nicht arrangieren kann. Ich bin zwar ausländischer Herkunft, was in dieser Allgemeinheit nichts besagt, ich bin kein jüdischer *Mit*-Bürger, sondern ein deutscher Staatsbürger, kein jüdischer Glaubensgenosse, sondern Jude. Und ich spreche von allen Sprachen am besten die russische.

Was bedeutet unter solchen Bedingungen eigentlich Integration? Woran merke ich, ob ich integriert bin? Wann wiederum bin ich für andere integriert? Wenn ich keinen Bart trage? Und dann bleibt auch offen, wann ich andere wie mich als integriert wahrnehme? Ich habe keine feste Meinung dazu. Das kommt daher, weil Integration ein langer Prozess ist, der sich nicht äußerlich festmachen lässt, sondern viele Gesichtspunkte hat.

Ich weiß also nicht genau, ob ich integriert bin oder als integriert angesehen werde, aber als deutscher Staatsbürger bin ich es wohl, auch wenn ich die deutsche Kultur zeitweise weniger konsumiere als die mir mehr vertraute russische, und wenn ich finde, dass ich äußerlich meinen türkischen Altersgefährten erheblich ähnlicher sehe als den deutschen. Bei dieser Gelegenheit sollte ich auch noch von jenen gebürtigen Deut-

schen sprechen, die ich hin und wieder getroffen habe, und die trotz deutscher Eltern und deutscher Sprache von sich meinen, dass sie Fremde in diesem, ihrem eigenen Land sind und das offenbar auch nicht ändern wollen. Das ist für mich nun überhaupt nicht verständlich.

Ich denke also, wir haben ein großes Thema vor uns und jeder ist gefragt, sich um Antworten zu mühen. Der Workshop lässt also erwarten, dass wir von- und miteinander allerlei lernen werden.

## **Schmelztiegel oder Flickenteppich? Unvereinbarkeiten und Übereinstimmung**

Von Irene Runge

»Schmelztiegel oder Flickenteppich?« Geht es uns um die Integration? Dann sollten wir uns auch erklären wollen, was die so scharf abgelehnte Assimilation uns eigentlich bedeutet. Es ist wohl die alte Frage, die sich im Zusammenleben der Kulturen immer wieder stellt, und zwar meist dann, wenn gegenseitige Unvereinbarkeiten nicht geduldet und kulturelle Übereinstimmung ohne Blick auf die Dynamik der Prozesse verordnet werden soll. Das war ein schöner Gedanke damals, als vor höchstens vier oder fünf Generationen nicht nur Akademiker in der Neuen Welt vom Verschmelzen jener ihnen geläufigen, weil mitgebrachten unterschiedlichen Lebensweisen träumten. In ihrer Vielfalt zeugten sie von einer erstaunlich beweglichen Modernität, was Konflikte einschloss. Eine gewollte Assimilation im Schmelztiegel der Kulturen schien daher den einen wünschenswerte Konfliktlösung im Hinblick auf die große harmonische Nation, doch es dauerte nicht lange, da war vielen klar, dass weder alles in den Tiegel gelangen würde, und bei weitem nicht jede Bevölkerungsgruppe als Gesamtheit bereit war, sich »einschmelzen« zu lassen. Doch entstanden war ein neuartiges Mit- und Nebeneinander der Völkerschaften - Grundlage für das bis heute vorhandene Selbstverständnis der US-Amerikaner, in einem Einwanderungsland zu leben. So entstand damals das Bild vom »Flickenteppich«, der so bunt, doch fleckenweise auch so grau gewesen sein muss, wie die neue Lebenswirklichkeit der Eingewanderten aus aller Welt sich gestaltete.



In Deutschland aber ist sogar die Debatte im Jahr 2002 weit hinter dem damaligen US-amerikanischen Traum vom Einwanderungsland zurückgeblieben, das seine neuen Bürgerinnen und Bürger schätzt, weil sie einen unschätzbaren Reichtum in die neue Heimat mitbringen - ihre eigenen Kulturen. In Deutschland ist dies nicht zuletzt der Eroberungs- und Vernichtungspolitik in den Jahren 1933 – 1945 geopfert worden, deren ideologische Grundkonturen aus Intoleranz, Rassismus und Fremdenhass immer wieder im deutschen Alltag aufleuchten. Die Politik gibt sich nach wie vor hilflos, nur wenige Politiker sind eindeutig vom Gewinn aus Einwanderung überzeugt, andere wiederholen lediglich Stammtischparolen, deren faschistoider Ursprung ihnen offenbar verborgen bleibt, Dritte schweigen sich aus, als ginge sie das Thema nichts an.

Das Unbehagen hat auf allen Seiten in dem Maß zugenommen, wie eine fortgesetzte Einwanderung nach Deutschland Tatsache geworden ist, wenngleich diese gern geleugnet oder mit Begriffen wie »Zuwanderung« ihres Inhalts beraubt wird. Wo es keine Einwanderung gibt, da ist Einwanderungspolitik nicht erforderlich, da braucht es keine Strategien und Bildungsinhalte, da lässt sich von Transit, Zwischenaufenthalt oder Illegalität reden, wenn Ausweisung, sprich Deportation der Ungewollten aus der Fremde, fast ungestört stattfindet. Selbst das Zuwanderungsgesetz hatte zumindest im Entwurf Einwanderung mit dem Ziel eines neuen Lebensmittelpunkts und Zuwanderung als vorübergehenden Aufenthalt bestimmt – am Ende aber war nur noch von Zuwanderern die Rede, obgleich nicht nur das »jüdische Flüchtlingskontingent« auf ein künftiges Leben mit erfüllten Lebensabend in Deutschland gerichtet ist – das ist ein Einwanderungs-, kein Zuwanderungszweck.

Die Vielfalt der Kulturen heißt vor allem in deutschen Großstädten (aber nicht nur dort) Alltäglichkeit, auch wenn das Ethnische häufig nur in Gastronomie, Folklore oder Dienstleistung wahrgenommen wird. Von deutschen Fernsehbildschirmen verlesen so gut wie nie andere als jene »typisch deutsch« Aussehenden Nachrichten oder mehr, Lehrerinnen wie Lehrer, Finanzbeamte, Angestellte in den Verwaltungen, Polizisten usw. stammen bisher kaum aus Einwandererfamilien. Das wird sich ändern, dann wird es Irritationen geben, weil erneut niemand so gar nichts von den großen »Einwanderungen« und ihren Folgen gewusst haben wird.

Im Frühherbst waren wir in einem indischen Restaurant. Der Kellner, wie in indischen Restaurants üblich, gab sich große Mühe mit uns,

brachte sofort Besteck und Servietten und er verstand nicht, warum wir plötzlich laut lachten. Wir zeigten auf die Servietten, auf denen ein strahlender dicker Weihnachtsmann – oder *djed moros* auf Russisch (denn einige von uns waren diesem vertrauter) abgebildet war. Warum wir darüber lachten, fragte der Kellner verwundert. Wir versuchten zu sagen, dass es einfach nur unerwartet komisch sei, schon an einem warmen Abend Anfang September von einem Weihnachtsmann begrüßt zu werden. Er nickte nur höflich. Wem die christlich-heidnischen Traditionen fremd sind, der versteht nicht, was daran lustig sein soll. Sogar wir Juden kennen uns in diesen Bräuchen aus. Und genau das gehört zu einer kulturellen Vielfalt, die vor allem Akzeptanz braucht.

Unlängst rief im Jüdischen Kulturverein ein Mann an und wollte wissen, ob Araber und Juden die gleichen Ess- und Trinkgewohnheiten wie andere (er sagte: »normale« Menschen) in Europa hätten. Ich fragte zurück, was denn »normale europäische Menschen« essen würden. Da wurde er nervös, beharrte darauf, er wolle von uns wissen, wie es um die Araber und Juden stehe. Ich antwortete, dass ich mich in arabischen Essgewohnheiten nicht auskenne und die religiös-jüdischen Regeln zu kompliziert seien, als dass sie schnell am Telefon zu erläutern wären. Doch eines hätten beide Kulturen gemein: das Verbot von Schweinefleisch, wobei ich ihm die muslimischen Gründe nicht erklären könne. Also empfahl ich die Bibliothek, wo alles nachzulesen sei. Er war dankbar für den Tipp. Warum die Frage ihn so drängte, das verriet er nicht.

Warum erzähle ich das? Weil es zeigt, wie wenig wir voneinander wissen. Ethnische Juden und Araber in Europa sind Europäer mit vermutlich auch regionaler kulinarischer Präferenz, die die eigene Küche ergänzt. Sind sie streng religiös, ist es, wenn's ums Essen geht, zumindest bei Juden anders als bei denen, die sich nicht religiös definieren. In diesem Fall fehlt Übereinstimmung, wird Abgrenzung gewollt, auch wenn die Integration sprachlich und beruflich vollkommen gelungen ist. Ist es bei streng religiösen Muslimen ähnlich? Das Fastenbrechen zu Ramadan bei der türkischen Seniorengruppe der AWO Kreuzberg, an dem Mitglieder des JKV erstmals 2001 teilnahmen, belehrte uns auf schmackhafte Art: Anders als bei den Juden wurde nur nach dem Essen gebetet, eine Frau sagte das Tischgebet, in der Küche wuschen Männer ab, die mitgekocht hatten. Das Fasten wurde mit einer Dattel gebrochen, zu trinken gab es Samowar-Tee und Wasser, das Essen schmeckte hervorragend. Wir fühlten

uns wie zu Hause, auch deshalb, weil ein jüdischer Mann uns Mohammed, die Propheten und den Sinn des Fastens erklärte, vor allem aber, weil uns unsere muslimischen »Cousins und Cousinen« wie in der Familie üblich empfangen hatten.

Ich denke, es geht um Parallelität, An- und Ausschluss, um sich überschneidende Lebensweisen, um breit angelegte Identitäten, die sich nicht starr und kästchenweise abarbeiten und zuordnen lassen. Wir sollten von multiplen Persönlichkeiten mit diversen Identitätsrosetten ausgehen, die sich bei unterschiedlichen Anlässen, d.h. in verschiedenen Situationen, zu ganz eigenen, nicht selten durch das Exil oder die neue Heimat auch modifizierten Bedeutungsinhalten öffnen. Worte wie Integration oder Assimilation können so einen sehr anderen Gebrauchswert entwickeln.

Nehmen wir mich: Sprachlich bin ich in Deutschland durchaus assimiliert, staatsbürgerlich zweifach vorhanden, biographisch durch eine US-amerikanische Kindheit, eine DDR-Vergangenheit (im intellektuellen linken, zeitweise antideutschen Milieu), die zunehmend stärkere jüdische Inhalte gewann und durch meine bundesdeutsche Gegenwart geprägt. Ich bin Berliner, eher Ostberlinerin, Jüdin, Frau, parteilos, Mutter, Großmutter, Publizistin, Buchautorin, promovierte Soziologin, Langzeitarbeitslose, ehrenamtlich u.a. Vorsitzende des Jüdischen Kulturvereins, – das alles führt zu überlappenden Identitäten, beeinflusst natürlich die Lebensweise, das Gefühl von Integration und die Tatsache, dass ich neben zeitweiser Desintegration und Fremdheitsgefühlen (sobald ich mein Milieu verlasse) auch ein gehöriges Maß Zugehörigkeit in mir trage, nicht nur, was deutsche Sprache und deutsch-jüdische Kultur angeht. Mit dieser Vielfalt ausgerüstet habe ich Schwierigkeiten, nein, eigentlich ist es mir ganz unmöglich, nationale Intoleranz und kulturelle Engstirnigkeit, schmallippige Beueuerungen von Solidarität bei »leitkulturellen« Ansprüchen zu begreifen. Da bin ich dann die Fremde, die zur Beobachterin wird und über Gewährsleute zu verstehen sucht, was diese »Anderen« eigentlich meinen, wenn ihre ausländerfeindlichen bis rassistischen Gedanken schließlich zu Taten mit oder ohne Alkoholeinfluss führen.

Mein »Fremdsein« aber ist dennoch produktiv, beispielsweise hat es dazu geführt, dass ich mich seit vielen Jahrzehnten für das Eigene und Fremde, für Zugehörigkeit und Ausgrenzung, für Identitäten interessiere, kurzum, dass das für sich sprechende Wortbild von »Schmelztiegel« und »Flickenteppich« mich verfolgt und zu immer neuen Gedanken stimuliert.

# Ethnisch-kulturelle Vielfalt und Integration in der Kommune oder: Wie viel Integration ist möglich, wie viel Vielfalt nötig?

Von Alp Otman

**Was hat die Politik versäumt?** Die Politik hat sich bis Mitte der 90'er Jahre im Umgang mit Migration um wichtige Fragen herumgedrückt und sich auf die Pflege von prinzipiellen Positionen beschränkt. Das konservative Lager hat sich auf die Priorität der Rückkehrpolitik und der Senkung der Zuwanderungszahlen berufen. Die Sozialdemokratie hat ihre Position der Integration im Arbeitsleben und in den Reihen der Gewerkschaften bekräftigt. Die Grünen haben für mehr Menschenrechte für Flüchtlinge, die FDP für Liberalität und Marktregulierung plädiert. Die Kommunisten haben die gemeinsamen Klasseninteressen - unabhängig von Herkunft - betont. Auf der Ebene der realen Migrations- und Integrationspolitik wurde dagegen eher ad-hoc reagiert.

Nach der (von der Realität erzwungenen) Anerkennung der inzwischen entstandenen Einwanderungssituation und dem (halbherzig vollzogenen) Paradigmenwandel im Staatsbürgerrecht fehlt es nach wie vor an einem klaren Konzept mit eindeutigen Zielen. Insbesondere ist die Entscheidung einer Frage noch offen: Wieviel Integration ist möglich, wieviel ethnisch-kulturelle Vielfalt ist nötig?

Wir können die Frage auffächern: Welche Ziele sollen verfolgt werden? Minderheitenbildung oder Integration? Kulturelle Vielfalt oder Durchsetzung einer »Leitkultur«? Stärkung der individuellen Rechte oder Gewährung von Rechten an ethnisch-kulturelle Kollektive?

**Alles Integration?** Eine Verständigung über den Begriff Integration ist schon früher nicht so einfach gewesen. Die »historischen« Debatten der Migration, die jahrzehntelang nur von einer Handvoll von Engagierten innerhalb der »Szene« geführt wurden, haben die Bedeutungsfelder so besetzt, dass »Integration« in der Alltagssprache oft durch die Gegenüberstellung zu »Assimilation« bestimmt wird. Dabei wird wiederum »Assimilation« so begriffen, dass er zum Schreckgespenst einer absoluten kulturellen Anpassung verzerrt wird. Dann erscheint Integration als eine »mildere« Variante der Eingliederung, die kulturelle Differenz zulässt.

Oft ist es dann von den konkreten Personen in den entsprechenden Verwaltungen, Institutionen oder Einrichtungen abhängig, ob eine Integrationspolitik in diesem Sinne eher mit einem »fürsorglichen oder partizipatorischen« Konzept umgesetzt wird.

Seitdem die Diskussion über Migration im Zusammenhang mit der Green-Card-Debatte in Gang gekommen ist, findet eine fast inflationäre Verwendung des Begriffs Integration mit unterschiedlichen Konnotationen quer durch alle Parteien statt. Viele Akteure sind nun erst recht verunsichert und ziehen es vor, vom friedlichen Zusammenleben als gesellschaftliches Ziel zu sprechen. Doch ist dies entweder eine Zielverschiebung auf die moralische Ebene und deshalb bei gleichzeitigem Verzicht auf die Integrationspolitik eine unzulässige Reduzierung, weil der Weg sich in gutgemeinte Appelle auflöst. Oder dieses Votum stellt ein verstecktes Plädoyer für eine Politik der »Minderheitenbildung« dar, die in eine andere Richtung als Integration führt. Deshalb ist es sinnvoll, sich auf eine sozialwissenschaftliche Grundlage zu stützen, um zu erläutern, wie »Integration«, zumindest ein wichtiger Faktor des friedlichen Zusammenlebens, verstanden werden soll. Integration wird hier (in Anlehnung an Esser und Heckmann) als gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme an gesellschaftlichen Teilbereichen, d.h. in erster Linie als strukturelle Integration verstanden. Strukturelle Integration ist die Kerndimension der Integration. Daneben gibt es mindestens zwei weitere Dimensionen: die soziale und kulturelle Integration. Die soziale Integration meint die Schaffung von Kontakten und Bindungen zwischen Einzelnen und Gruppen aus der zugewanderten und einheimischen Bevölkerung. Die kulturelle Integration ist in einer ersten Annäherung der Prozess der kulturellen Angleichung und Herstellung von Kompatibilität, der mit der sozialen Integration einhergeht. Hier ist zunächst wichtig, welcher Kulturbegriff angewandt wird. Ein substantielles Kulturverständnis im Sinne von starren »nationalen« oder regionalen Herkunftskulturen wäre hinderlich, um Prozesse kultureller Modifikation oder hybrider Neubildung zu verstehen, die Elemente der kulturellen Integration sind. Stattdessen ist ein Kulturbegriff im Sinne eines dynamischen Diskursraums (in Anlehnung nach Schiffauer) vorzuziehen, wo unter historisch geprägten Rahmenbedingungen Aushandlungsprozesse stattfinden. Ein solcher Kulturbegriff ist offen sowohl für innere Differenzierungen als auch für äußere Transformationen.

Manchmal wird bei der Integration auch noch eine identifikatorische

Dimension unterschieden. Hier ist darauf hinzuweisen, dass kulturelle Identität empirisch immer als Vielfalt existiert und Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine lokale Identifikation leichter fällt als z.B. eine »nationale«. Es muss weiter vermerkt werden, dass -langfristig- der Integrationsprozess die Identitäten aller Beteiligten verändert. Genauso verändert sich die kollektive Identität des Staatsvolks, zu dem auch die eingebürgerten Migrantinnen und Migranten gleichberechtigt angehören.

Neben einer wissenschaftlicher Klärung ist es erforderlich, eine größere Aufmerksamkeit auf die Einordnung des Begriffs in das bestehende Dominanzverhältnis Einheimische/Zugewanderte zu richten. Integration wird oft einseitig als Forderung der Mehrheitsgesellschaft an die zugewanderte Bevölkerung formuliert. In diesem Rahmen wird von Integration als Pflichtaufgabe für Migrantinnen und Migranten gesprochen. Dies ist im Hinblick auf die zugewanderten Menschen nicht nur irreführend sondern auch integrationshemmend. Um eine größere Akzeptanz für Integration unter Migrantinnen und Migranten zu erreichen, muss die Begründung der Integrationspolitik aus einem anderen Blickwinkel umformuliert und gleichsam vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Die Integration ist aus der Migrantinnenperspektive als Rechtsanspruch für Migrantinnen und Migranten einzufordern und als Pflichtaufgabe für Bund, Länder und Kommunen festzuschreiben. Der Integrationsprozess setzt in jeder Phase einen erweiterten rechtlichen und sozialen Status für Migrantinnen und Migranten voraus. Er schafft selbst im Sinne einer Erweiterung der Handlungsfähigkeit der zugewanderten Bevölkerung bessere Voraussetzungen, um für gleiche Rechte und Chancengleichheit einzutreten. So betrachtet ist partizipatorische Integration in einer Gesellschaft mit Tendenzen zur ethnischen Unterschichtung die einzige wirksame Strategie für Migrantinnen und Migranten gegen soziale Ausgrenzung.

**Wieviel kulturelle Integration ist nötig?** Um kulturelle Integration näher bestimmen zu können, ist es hilfreich, (nach Meyer in Anlehnung an Habermas) die Ebene der politischen Kultur (soziale und politische Grundwerte des Zusammenlebens mit anderen) von der Ebene der Alltagskultur (individuelle und kollektive Lebensführung) und der Ebene der Deutungskultur (Sinnggebung, Weltanschauung, Religion) zu unterscheiden. Auf allen drei Ebenen entwickeln sich als eine Selbstverständlichkeit kulturelle Angleichungs- und Neubildungsprozesse. Auf der Ebene des Zusammenlebens mit anderen ist jedoch ein Mindestmaß an Übereinstim-

mung von politischen und sozialen Grundwerten unerlässlich. Insofern findet die kulturelle Vielfalt auf der Ebene der politische Kultur bestimmte Grenzen, die durch das Grundgesetz bestimmt sind. Andererseits wäre es Fundamentalismus, irgendeine (notwendigerweise partikuläre) »Leitkultur« auf den Ebenen der Sinnggebung und der Lebensführung zur Norm für alle erklären zu wollen.

Ein demokratisches Gemeinwesen vorausgesetzt, erfordert kulturelle Integration auch deshalb eine Basis von Übereinstimmung auf der Ebene der politischen Kultur, damit Vielfalt auf der Ebene der Alltags- und Deutungskultur existieren kann. Ein Minimum von Gemeinsamkeiten an politischer Kultur ist (nach Meyer) notwendig, um ein Maximum von kultureller Vielfalt an Sinnggebung und Lebensführung zu ermöglichen. Dies kann die politische Kultur allerdings nur solange gewährleisten, wie das Minimum an Gemeinsamkeiten an politischer Kultur selbst nicht von der Praxis auf der Ebene der Deutungs- und Alltagskultur in Frage gestellt wird.

Kulturelle Integration ist ein wechselseitiger Prozess zwischen allen Ebenen: Dass ein Minimum von Gemeinsamkeiten an politischer Kultur erreicht ist, werden wir u.a. daran erkennen, dass Identitätsbildung auf den Ebenen der Deutungskultur und der Alltagskultur im demokratischen Gemeinwesen nicht nur passiv toleriert, sondern aktiv anerkannt wird.

»Leitbild des Grundgesetzes« (Rau) als Konsens der politischen Grundwerte von Demokratie kann sich deshalb nur auf die Ebene der politischen Kultur beziehen. Das Leitbild zählt Menschen- und Bürgerrechte als individuelle und nicht als Rechte von kulturell-religiösen oder ethnisch-kulturellen Kollektiven zum Kernbestand, da nur so die maximale Vielfalt auf der Ebene der Alltags- und Deutungskultur gesichert werden kann. Die Sicherung der Differenzbildung nach innen und der Transkulturalität nach außen ist wiederum die Voraussetzung dafür, dass Individuen sich ohne kollektiven Zwang (z.B. durch ethnische Vereine oder religiöse Gemeinden) gegenüber den kulturellen Traditionen positionieren und ihre kulturellen Orientierungen selbst bestimmen können.

Gleiche Rechte vorausgesetzt, ist die Bereitschaft zur Übernahme einer aktiven Staatsbürgerrolle im politischen Gemeinwesen, die Entwicklung der politischen Integration, eine wesentliche Voraussetzung für eine gelungene Integration in allen anderen Teilbereichen der Gesellschaft. Nur durch Mitwirkung von Migrantinnen und Migranten an der Weiterent-

wicklung der demokratischen Rechtsordnung haben sie die Möglichkeit, diese Rechte in einer für sie akzeptablen Form mitzuformulieren, so dass eine größtmögliche Identifikation mit dem Gemeinwesen erreicht werden kann. Die Werte, die den Kern der politischen Kultur einer demokratischen Gesellschaft ausmachen, können sich nur in der gemeinsamen Praxis des sozialen, zivilgesellschaftlichen und politischen Handelns ausbilden. Die Schaffung von Lebenswelten und zivilgesellschaftlichen Handlungsfeldern, die prinzipiell von allen Teilen der Gesellschaft geteilt werden, ist eine Bedingung für eine politische Integration. Ein ausreichendes Maß an verbindendem sozialem Kapital ist die Basis für die politische Kultur der Demokratie.

**Wie viel ethnisch-kulturelle Vielfalt ist möglich?** Migranten-Communities sind eine notwendige Begleiterscheinung der Migrationsprozesse im Aufnahmeland. Ihre Strukturelemente sind (nach Heckmann) Verwandtschaftsbeziehungen und andere informellen Gruppenstrukturen, Vereine unterschiedlichster Art, ethnische Medien und ethnische Wirtschaft. Ihre Funktionen sind Ersteingliederungshilfe, Stabilisierung der Persönlichkeit, community-spezifische Sozialisation der Heranwachsenden, soziale Kontrolle der Community-Angehörigen sowie Interessenvertretung nach außen. In diesem Rahmen übernehmen die Migrantenvereine als Organisationsform der Communities wichtige Funktionen. Denn sie bilden den formellen Rahmen für die Entwicklung von Eigeninitiative und Selbsthilfe. Die Migranten-Community hat in der ersten Phase der Zuwanderung eine wichtige Funktion als Instanz zur Neueingliederung und für die Stabilisierung der Persönlichkeit. Sie stellt auch Gelegenheitsstrukturen zur Herausbildung von sozialem sowie kulturellem Kapital bereit und läßt in bestimmtem Maße die Bildung einer Nischenökonomie zu. Sie kann sich allerdings dann als integrationshemmend erweisen, wenn aufgrund der vertikalen ethnisch-kulturellen oder kulturell-religiösen Loyalitätsstrukturen keine Möglichkeit zur horizontalen zivilgesellschaftlichen Kooperation entsteht. Aufgrund der stärkeren Orientierung auf Binnenkontakte können bestimmte sprachliche oder kulturelle Kompetenzen, die für gute Bildungsabschlüsse und berufliche Karrieren wichtig sind, nicht ausreichend entwickelt werden. Die Hypothese, dass Community-Bildung doch zur Integration beitragen könnte, wenn innerhalb der Community selbst ein Minimum von zivilgesellschaftlicher Öffnung vorhanden ist und gleichzeitig die Eliten (als ethnische Wortführer)



gesamtgesellschaftlich integriert sind, läßt sich empirisch nicht belegen. Es besteht dann immer noch die Gefahr, dass die Eliten durch soziale Kontrolle einen bestimmten Loyalitätsdruck innerhalb der Communities ausüben, und so die Wahrnehmung demokratischer Rechte durch die Zugewanderten verhindern. Es ist auch möglich, dass die Community - Bildung durch den Einfluss interner und externer Faktoren sich in Richtung einer Parallelgesellschaft entwickelt. Nicht nur beim Vorliegen der Tendenz zur Herausbildung eines eigenen Rechtskreises mit eigener Gerichtsbarkeit kann von einer Entwicklung in Richtung von Parallelgesellschaft gesprochen werden. Der Prozess ist (nach Meyer) schon vorher zu diagnostizieren: bei einer lebensweltlichen, zivilgesellschaftlichen und ökonomischen Segregation, einer ethnokulturellen bzw. kulturell-religiösen Homogenität und einer kompletten Verdopplung von Institutionen der Mehrheitsgesellschaft.

#### **Was kann, was soll kommunale Integrationspolitik leisten?**

Die Integration als wechselseitiger Prozeß erfordert neben der Öffnung der Strukturen der Migranten-Communities auch die Öffnung der Mehrheitsgesellschaft. Dort ist die interkulturelle Handlungskompetenz der entsprechenden Akteure so weiterzuentwickeln, daß der Zugang von Migrantinnen und Migranten zu entsprechenden Angeboten und Institutionen erleichtert bzw. die gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme in gesellschaftlichen Teilbereichen ermöglicht wird.

Kommunale Integrationsarbeit bedeutet auch immer Kooperation mit Migranten-Communities. Ausgangspunkt ist dabei die Wahrnehmung der sozialen und kulturellen Netzwerke der zugewanderten Bevölkerung im Stadtteil. Der nächste Schritt ist ihre Anerkennung als eine ambivalente und komplexe Realität des Migrationsprozesses. Das bedeutet nicht unbedingt, mit allen dabei der Community-Bildung entstehenden Phänomenen einverstanden zu sein. Aber auch eine kritische Auseinandersetzung setzt die Anerkennung voraus. Die Anerkennung der Familien und der Communities als Gesprächs- und Kooperationspartner schafft die Möglichkeit, die Ressourcen der unterschiedlichen Gruppen für eine Integration zu nutzen. Die kommunale Integrationsarbeit muß auf den vorhandenen Selbsthilfepotentialen der Communities aufbauen. Die Öffnung der Migranten- Communities und die Öffnung der Institutionen der Aufnahmegesellschaft bedingen sich wechselseitig.

Es ist wichtig, dass auf kommunaler Ebene Verwaltungsstellen ein-

gerichtet werden, die eine koordinierende bzw. moderierende Funktion für Integrationsaufgaben übernehmen. Sie sollen als Querschnittsbehörden ausreichende Befugnisse bei der Kooperation mit anderen Ämtern bzw. Verwaltungsstellen bekommen. Wichtig ist ein ausreichender Haushalt, um Projekte zu initiieren, die das Integrationsverständnis der Kommune deutlich machen. Sinnvoll ist ein „Anhörungsrecht“ bei Entscheidungen zur kommunaler Integration. Weiterhin ist es zweckmäßig, dass bei migrationsrelevanten Aufgaben (dazu gehören auch Maßnahmen gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit), die ein dezernatsübergreifendes Vorgehen erfordern, die Federführung bei dieser Verwaltungsstelle liegt.

## **Ein Laubbaum, der Kirschbaum oder die Birke - als Weihnachtsbaum! Zum Thema des »typisch Deutschen«**

Von Prof. Dr. Ute Mohrmann

»Besonders deutlich sind mir die Festtage während meiner Kindheit, vor allem Weihnachten, in Erinnerung geblieben.« Das erzählt die 76-jährige Katharina Torno, die 1993 aus Semipalatinsk in Kasachstan als »Russlanddeutsche« nach Berlin übersiedelte. 1926 im Wolgagebiet geboren, besuchte sie dort die Schule bis sie 1941 mit ihrer Familie nach Sibirien deportiert und schließlich in verschiedene Arbeitslager verbracht wurde. Beim Autostraßenbau in Tadschikistan lernte sie ihren Mann kennen. Sie heirateten, bekamen zwei Kinder und mussten Anfang der Fünfziger Jahre ihre erzwungene Wanderschaft zurück ins Altai Gebirge und später nach Kasachstan fortsetzen. Frau Torno arbeitete nach dem Krieg in der Landwirtschaft, in einer Ziegelei und bis zu ihrer Invalidisierung als Verwaltungschefin in einem Studentenheim.<sup>1</sup>

**Erinnerung an die Kindheitsweihnacht im Wolgagebiet.** Wie wird Katharina Torno wohl jetzt in Berlin Weihnachten feiern? Wir wissen es nicht. Aber ihre Kindheitsweihnacht im Wolgagebiet hat sie als lebendige Erinnerung mitgeteilt: »Draußen lag gewöhnlich hoher Schnee, meistens herrschte strenger Frost und die Dunkelheit kam schon am frühen Abend. Im Mittelpunkt der Festvorbereitungen stand das Schmücken des

Weihnachtsbaumes. Da es im Wolgagebiet keine Tannen oder Kiefern gab, wurden Laubbäume, eine Birke oder manchmal auch ein entbehrlicher Kirschbaum als Ersatz genommen. Die kahlen Äste wurden mit grünem Papier umwickelt und dann mit dem Üblichen geschmückt, mit Lametta, farbigen Kugeln und Kerzen. Der Aufwand war groß. Deshalb hatte nicht jede Familie einen Weihnachtsbaum. Mehrere Familien feierten am Heiligen Abend nach dem Gottesdienst gemeinsam. Abwechselnd war in jedem Jahr jemand anderes Gastgeber.«<sup>2</sup> Es war ein Weihnachtsfest, eine »deutsche Weihnacht«, anders als »üblich«, der Überlieferung und den neuen Lebensumständen angepasst. Ohne die Möglichkeit der Mobilität, der Variation und Anpassung wären Bräuche nicht überliefert. Unter den Bedingungen der Migration erfolgt in der Regel ein Wandel von Bräuchen aus der Herkunftskultur. Die Feiernden folgen der Tradition, allerdings oft im ungebrochenen Verständnis von »echt« und »uralt«: »Das ist und war schon immer so.« Dabei widerspricht diese Selbstverständlichkeit, implizit die ethnische Etikettierung von Bräuchen, der Geschichtlichkeit religiöser wie weltlicher Rituale. Herkunft bzw. Erfindung von Bräuchen, ihr historischer Wandel, ihre soziale und regionale Differenzierung machen - bei gleichzeitiger Beharrung und Allgemeingültigkeit - das Wesen dieser kulturellen Besonderheiten aus.

**Der Weihnachtsbaum – ein »echt deutsches Festsymbol«** hat entgegen der allgemeinen Annahme - eine junge, dabei wechselvolle Geschichte.<sup>3</sup> Seit dem 18. Jahrhundert ist der Weihnachtsbaum in ganz Europa bekannt, allerdings wie auch in Deutschland bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts, vornehmlich von der Aristokratie und dem Großbürgertum als Festschmuck genutzt. Erst seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 fand er allgemeinere Verbreitung. Am Heiligabend dieses Kriegswinters wurden auf Geheiß aristokratischer Heerführer in den Lazaretten, Quartieren und Unterständen Weihnachtsbäume entzündet. Die Emotionen reichten von Heimweh und Friedenssehnsucht bis zum nationalen Stolz. Und die heimgekehrten Sieger sorgten dafür, dass bald in jedem deutschen Haus ebenso ein Weihnachtsbaum erstrahlte wie im Schloss des Kaisers. Der Weihnachtsbaum wurde eine Art Symbol für deutschen Sieg und Frieden, für deutsches Wesen, verbunden mit der bürgerlichen Utopie von einer heilen Welt. Die deutsch-nationale Inanspruchnahme des Symbols Weihnachtsbaum verstärkte sich im ersten wie im zweiten Weltkrieg. Weitgehend aus dem christlichen Zusammenhang her-

ausgelöst, wurde er um so stärker in das Gefühlsnetz der »deutschen Familie« und ihrer »deutschen Gemütlichkeit« eingepflanzt. Im Nachkriegsdeutschland erhielt das Weihnachtsfest einen neuen hohen Stellenwert als Zeichen des Friedens. Doch bald führten auch Kommerz und Werbung, die Einführung von elektrischen Kerzen und Kunststoffbäumen, vor allem aber neue Lebensstile und über die Kleinfamilie hinausreichende Festgewohnheiten sowie das Bedürfnis nach dem »schön-Feierlichen« oder »nur-Feierlichen« zu Verfremdungen und zu kreativen Novationen. Das ist allseits bekannt.

**Zwischenresümee.** Anliegen sollte es sein, auf die im kollektiven Gedächtnis nicht selten verhafteten Vorstellungen von den »deutschen« Bräuchen als archaisch oder gar germanisch, als »Insel des fundierten Alten« zu verweisen, zumal diese Deutungsmuster nicht zuletzt durch die Medien wider besseren Wissens, mitunter von extremen Gruppierungen mit dem Ziel der Rechtfertigung ihrer Intensionen genutzt werden. Dabei stützt das Etikett der Tradition die Vorstellung einer einheitlichen, für alle gültigen Überlieferung.<sup>4</sup> Das »deutsche« weihnachtliche Festsymbol diene hier lediglich als ein Beispiel. Ohne Zweifel gibt es gerade in der Gegenwart und im »multikulturellen« Berlin sowohl einen öffentlichen als auch einen individuellen Bedarf an solchen Identifikationsmöglichkeiten. Wir leben auf dem Boden unserer hochtechnisierten Welt - nur scheinbar anachronistisch - in einer brauchfreundlichen Zeit. Die Lust auf Feste teilen Einheimische mit Zugewanderten. Die über 190 Nationalitäten in Berlin bringen einen Großteil ihrer Gebräuche, ihrer religiösen Traditionen und weltlichen Festtage in die Festkultur ein.<sup>5</sup> Der Interkulturelle Kalender, seit Jahren regelmäßig von der Ausländerbeauftragten herausgegeben, bietet Einblick in die Vielfalt von Sitten und Bräuchen, deren Exotik sich hin zu einer unspektakulären Normalität zu wandeln beginnt. Die Achtung und der Respekt gegenüber diesen kulturellen Praxen und Bedeutungen setzen Kontakte und Vermittlungen in einem komplexen Integrationsprozess voraus. Im Speziellen verlangt die Toleranz fremder Normen und Riten neben einem Allgemeinwissen über sozial-historische, religiöse und regionale Kontexte vor allem das Verstehen des Sinns der Bräuche. Denn die bildhafte Brauchhandlung, die Kostümierung der Spieler und ihre Brauchrequisiten besitzen Symbolcharakter, bedienen sich einer Zeichensprache.<sup>6</sup> Bräuche beziehen sich in der Regel auf einen Teil der Gesellschaft, für den sie als Zeichen einer Norm verpflichtet sind.

Außenstehende können sich dem kulturellen System annähern. Sie sind aber keine Brauchausübenden. Meist verbleiben sie in der Rolle des Zuschauers einer folkloristischen Darbietung. Dieser »Kulturkontakt« verleitet aber auch schnell dazu, dem Fremden das Etikett einer festgefügt »kulturellen Identität« aufzudrücken. Die Reduktion einer Identität auf kulturelle Besonderheiten wird weder Einheimischen noch Zugewanderten gerecht: »Nicht in allen christlichen Familien steht freitags Fisch auf dem Speiseplan und nicht jede Familie, die mit ihren Kindern den Weihnachtsgottesdienst besucht, ist tief religiös. Das Gleiche gilt selbstverständlich auch für andere religiöse oder ethnische Gruppen. Nicht jedes muslimische Mädchen trägt ein Kopftuch und nicht jeder Muslim, der das Fastengebot im Ramadan nicht einhält oder abends ein Glas Wein trinkt, steht damit in Opposition zu den islamischen Werten. Die Traditionen und Identitäten der Großstadt sind heute weit vielschichtiger als etwa die patriarchalisch geprägte Lebenswelt eines kleinen türkischen Dorfes es war, aus dem die Großeltern vieler junger türkischer Berliner stammen. Und da überrascht es nicht, wenn auch in zahlreichen muslimischen Familien bei uns der Weihnachtsmann den Kindern Geschenke bringt, oder wenn traditionelle Feste heute anders gefeiert werden, als vor ein, zwei Generationen. Es wundert sich ja auch niemand, wenn Berliner, die etwa aus einem Dorf im Allgäu stammen, nicht mehr fest in der alpenländischen Folklore verwurzelt sind und keinen Almbtrieb mehr feiern.«<sup>7</sup>

**Stereotype: Sinn und Unsinn der Typisierung.** Verallgemeinernde Urteile über die Deutschen oder auch andere Nationalitäten gründen weniger auf vorsichtigen Analysen, vielmehr sind es Klischees, Stereotype, Vorurteile. Sie verzerren die Wirklichkeit, sind allerdings in einer bestimmten Konstellation von der Realität abgenommen worden und gerade deshalb so widerstandsfähig im Alltagsbewusstsein und -handeln. Selten kann bestritten werden, dass »etwas Richtiges dran« ist. Das betrifft die Heterostereotype, die vereinfachte Typisierung von außen, ebenso wie die Autostereotype, die Selbstbilder. Beide wirken als Paar, dessen Partner aufeinander angewiesen sind. Die Bewertung des vom eigenen Normverhalten abweichenden Fremden setzt die Bewertung des eigenen Verhaltens voraus. In der Regel gilt das Eigene als normal, das Unbekannte als unnormal. Der Ethnologe Hermann Bausinger definiert Stereotype als »unkritische Verallgemeinerungen, bei denen eine kritische Überprüfung nicht gefragt ist oder verhindert wird und die so resistent sind gegen Ver-

änderungen.«<sup>8</sup> Er nennt Stereotyp »einen wissenschaftlichen Begriff für unwissenschaftliche Einstellungen«.<sup>9</sup>

Stereotype werden in der Regel mündlich weitergegeben und geformt sowie bildlich fixiert. Ihre Vermittlung erfolgt auf einprägsame Weise über Witze, Karikaturen, Werbung und nicht zuletzt über politische Propaganda. Die Bilder lassen sich an den verschiedensten Lebensbereichen festmachen: Physiognomie, Ess- und Trinkgewohnheiten, Bekleidung, Hygiene, Charakter, Mentalität, Intelligenz, Humor, Namen, Bräuche etc. Oft dienen folkloristische Repräsentationsobjekte als Symbole der nationalen Selbstdarstellung oder der Charakterisierung anderer Völker bzw. Kulturkreise. »Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees« , eine Ausstellung des Berliner Volkskundemuseums, jetzt Museum Europäischer Kulturen, präsentierte 1994 diese stereotype Wahrnehmung auf eindrucksvolle Weise.<sup>10</sup> Die Wirkung der Stereotype gründet auf einem System, in dem der »Sender« sicher sein kann, dass ihn der »Empfänger« versteht. Dieses Allgemeingut wird tradiert, ggf. revitalisiert, nicht zuletzt instrumentalisiert. Hier bietet sich an, dass Stereotype stets eindimensional sind. Die Klischees von den Deutschen oder den Türken machen unabhängig von sozialer Schicht, von Geschlecht oder regionaler Herkunft die jeweilige Charakterisierung aus.

Was und wie sind denn die Deutschen, die es eigentlich gar nicht gibt? Das Wissen darüber, dass die Deutschen keine homogene Gruppe sind, hindert nicht daran, sie für ordnungsliebend, diszipliniert, arbeitsam, ernst, tief sinnig etc. zu halten.<sup>11</sup> Ohne Zweifel wirkt dabei der tradierte Mythos von den deutschen Tugenden nach. Zeit- und geschichtslos wird verallgemeinert, schließlich kontrastiert. Der Selbstaufwertung steht die Abwertung des Fremden gegenüber, beispielsweise der »deutschen Tapferkeit« die »Feigheit« des Anderen.

Es gibt positive und negative sowie vermeintlich neutrale Stereotype. Darauf bezugnehmend erinnert der schwedische Ethnologe Nils-Arvid Bringeus : »Es gibt keine unschuldigen Bilder.«<sup>12</sup> Die Inhalte der Typisierungen reichen von pauschalisierenden Heroisierungen des deutschen Nationalismus seit dem 18./19. Jahrhundert und folgenschweren Diskriminierungen wie den verheerenden Feindbildern in der Nazizeit bis zu schrulligen Harmlosigkeiten. So gilt heutzutage die Besitznahme von Liegestühlen in Hotelanlagen oder am Strand durch das Reservieren mit Handtüchern weltweit als »typisch deutsch«. Die Bezeichnung der Deutschen

als Autonarren und Sandburgenbauer klingt auch recht humorig. Doch wem die Marotte des Sandburgenbauens z.B. unbekannt ist, der sucht u.U. weitergehende Interpretationen, die ebenfalls auf Besitznahme oder auf Abschließung bzw. ironisch auf den »fleißigen Deutschen«, den Urlaubsarbeiter, zielen.<sup>13</sup>

Wenn etwas als typisch bezeichnet wird, dann wird eine einzelne Bestimmungsgröße herausgehoben und werden andere vernachlässigt. Ähnlich geht meist die Öffentlichkeit bei der Definition von kultureller Vielfalt bzw. multikultureller Gesellschaft vor, indem Kulturen auf ihre Besonderheiten, z.B. Bräuche und Folklore, reduziert werden. Die Assoziation des Typischen verfestigt sich im Stereotyp. Typisierungen bzw. Kategorisierungen nach Nationalitäten scheinen vor allem in der Alltagskommunikation nicht entbehrlich zu sein. Sie machen partiell auch Sinn. Die Typisierung ist ein wesentliches Instrument der Orientierung, gliedert Unübersichtlichkeit und bietet Identifikationsmöglichkeiten. An der »gegläubten Wirklichkeit« können sich Einstellungen und Handlungen ausrichten. Stereotype haben also die Funktion, die ständig wachsende Welt erfassbar und erfahrbar zu machen, Komplexität zu reduzieren und durch Verallgemeinerung zu ordnen. Die gewonnenen Bilder sind allerdings »nur Annäherungen, Konstruktionen einer komplexen und nicht präzise fassbaren Realität.«<sup>14</sup>

#### **Zur Aktualität öffentlichen und wissenschaftlichen Interesses.**

Die »neue Migration« der 90er Jahre führte zu Veränderungen, die bisherige Konzepte und Denkmodelle in Frage stellt. Hier soll zusammenfassend auf nur zwei, aber m.E. wesentliche Probleme verwiesen werden. 1. Das Bild von der multikulturellen Gesellschaft mit weitgehend einseitiger Ästhetisierung und Exotisierung konnte nur vorübergehend die sozialen Fragen verdecken. Was als kultureller oder ethnischer Konflikt zwischen Einheimischen und »Nicht-Deutschen« gedeutet wurde und wird bzw. der für das 21. Jahrhundert avisierte »Kampf der Kulturen«<sup>15</sup>, hat längst sozialen Charakter. Die Angst vor kultureller Überfremdung und vor Billigarbeitskräften richtet sich vornehmlich gegen arme/unterprivilegierte Schwarze, Türken, Muslime u.a., meist Nicht-Europäer. Sie gelten als integrationsunfähig bzw. -problematisch. Die ethnische Zugehörigkeit vermischt sich mit Armut und sozialer Randposition. Die reichen/etablierten Einwanderer dagegen sind integriert, oft überangepasst.<sup>16</sup> Der Ethnologe Wolfgang Kaschuba verweist auf das »Verschwinden des Sozialen

im gesellschaftlichen Diskurs«. Die Indienstnahme von Kultur, die Kulturalisierung, macht er am neuen kulturellen Rassismus, verbunden mit Neo-Nationalismen, am Fundamentalismus und an der Ethnisierung politisch- sozialer Konflikte fest.<sup>17</sup> Dabei bleibt es bei der ethnologischen Grunderkenntnis, dass (tradierte) nationale Kultur jenseits von Instrumentalisierungsversuchen »als überlieferter Erfahrungs- und Wertekontext immer verhaltensbestimmend und alltagsprägend ist. Sie kann in der interkulturellen Begegnung mit Fremden Anlass von Missverständnissen, Konflikten und Abgrenzungen, aber eben auch von Neugier und Annäherung sein.«<sup>18</sup> 2. Die Vorstellungen von einer kulturellen Homogenität, auf der die herkömmlichen Nationalstaats- und Identitätskonzepte bislang im wesentlichen aufbauen, gerät unter den gegenwärtigen Bedingungen der weltweiten Wanderungsbewegungen in die Kritik. Die Gegenstimmen in den Sozial- und Kulturwissenschaften suchen neue Erklärungs- und Interpretationsansätze für die Migrations- und Identitätsbildungsprozesse im »postnationalen« Zeitalter. »Identität« wird in neueren Forschungen bevorzugt als Begriff für die Erfahrungen Einzelner und nicht im Sinne von »Gruppenidentität« verwendet. Einige Wissenschaftler plädieren explizit für den Verzicht auf die Begriffe kollektive und nationale Identität.<sup>19</sup> Andere wollen bei der Untersuchung von Migrationsprozessen »die Frage nach der kulturellen Identität von Migranten von vornherein offen lassen«.<sup>20</sup> Die Betonung kultureller Identität - lange Zeit eine wichtige Parole liberaler Ausländerpolitik - sei keine Patentlösung. Wenn kulturelle Identitäten - gleich kollektive Identitäten - proklamiert werden, sei dies grundsätzlich mit »Machtfragen« verbunden. Wer und was zur kulturellen Identität gehört, werde von dominanten Eliten bestimmt. So fragt Hermann Bausinger: »Gibt es eine türkische Identität? Wird sie geprägt von den aufgeklärten Schichten, die im Zuge der Reformbewegung Atatürks an Einfluß gewann, oder von religiös, manchmal fundamentalistisch orientierten Gruppen, für welche die Re-Islamisierung Grundlage der Identität ist? Und können Gruppen wie die Kurden, Araber aus dem Südosten des Landes oder die Lazen aus der Schwarzmeerregion bruchlos der türkischen Identität einverleibt werden?«<sup>21</sup> Die Theorie »hybrider Kulturen« setzt an die Stelle von Homogenität Heterogenität. Misch-Kulturen und Misch-Identitäten sollen das Ergebnis eines Wandels durch Verschmelzung sein. Die heutige Kultur wird als hybrid charakterisiert. Es gehe also nicht um die Frage, ob wir Hybridität für erstrebenswert halten, sondern



wie wir damit umgehen.<sup>22</sup> Das Modell ist gegen das Konzept der Assimilation gerichtet, nach dem sich der Ausländer der Kultur des Gastlandes anpasst. Das Konzept der Assimilation tendiert dazu, die komplexen Wechselwirkungs- und Rückkoppelungsprozesse in der kulturellen Evolution zu übersehen und »sie zu einem asymmetrischen, teleologischen Vorgang zwischen zwei überzeitlichen Wesenheiten zu reduzieren.«<sup>23</sup> Die Satanischen Verse von Salman Rushdie »feiern Hybridität, Unreinheit, Vermischung, die Transformation, die aus neuen und unerwarteten Kombinationen von Menschen, Kulturen, Ideen, politischen Anliegen, Filmen, Songs entspringt. Sie freuen sich über Bastardisierung und fürchten den Absolutismus des Reinen.«<sup>24</sup> Ethnologen des Museums für Völkerkunde Frankfurt am Main formulieren unter Federführung von Dieter Kramer ihr Anliegen gegen Homogenität bzw. die »Reinheit einer Ethnie« realitätsnah im politischen Kontext, in der Erklärung »Kriege sind nicht ethnisch«. Eine ihrer Thesen: »Kulturen und Ethnien können sich aufspalten in auseinanderstrebende Gruppen oder sich mit anderen in gegenseitiger Durchdringung verschmelzen. Das Ergebnis solcher Verschmelzung ist nicht einfach die Summe der Ausgangselemente – es ist etwas qualitativ Neues. Weil durch Arbeitsmigration, Vertreibungen oder Flucht Ethnien sich fortwährend verändern, gibt es auch keine Position ‚Zwischen den Kulturen‘ oder ‚Zwischen den Stühlen‘. Was entsteht, sind neue eigenständige Lebensformen, die weder mit der Herkunfts- noch mit der Gastgeberkultur deckungsgleich sind. Nicht eine rückhaltlose Integration ist das Ergebnis, sondern eine allmähliche Veränderung der Kultur, wie sie in allen Phasen auch der deutschen Geschichte immer wieder stattgefunden hat.«<sup>25</sup>

Bleibt als Nachsatz mit dem in Wien tätigen Ethnologen Konrad Köstlin festzustellen: Die Ethnographie ist - gleich anderen Kultur- und Sozialwissenschaften (U.M.) - vom vehementen Aufbrechen ethnischer Argumentationsmuster in der Öffentlichkeit vor mehr als zehn Jahren selbst überrascht worden.<sup>26</sup> Es scheint, die Realität läuft noch immer den Erklärungsversuchen davon.

1 Schicksalswege. Erinnerungen von Russlanddeutschen, hrsg. von Wolfgang Kagel und Winfried Morgenstern, Bildungsverein für Volkskunde in Deutschland DIE LINDE e.V., Berlin 2002, S.99f.

2 Ebda, S.100.

3 Siehe Ingeborg Weber-Kellermann, Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. München und Luzern 1987, S. 104f.

Die Verf. stützt sich im Folgenden auf diese Darstellung.

- 4 Hermann Bausinger, Tradition und Modernisierung. Eröffnungsvortrag zur gleichnamigen Tagung der Internationalen Vereinigung Ethnologie und Folklore, Konferenzmaterialien. Bergen 1990.
- 5 Vgl. u.a. feste dabei sein. Feste und Religionen für Kinder entdeckt, hrsg. von Hans-Joachim Kathe und Winfried Morgenstern, Bildungsverein für Volkskunde in Deutschland DIE LINDE e.V., Berlin 2000.
- 6 Ingeborg Weber-Kellermann, Saure Wochen - Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München und Luzern 1985, S.10f.
- 7 Wie Anm.5, Vorwort von Barbara John, S.6 u.7.
- 8 Hermann Bausinger, Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen. München 2000,17
- 9 Hermann Bausinger, Name und Stereotyp. In: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder - Selbstbilder - Identität, hrsg. von Helge Gerndt. München 1988. S.13.
- 10 Ulrich Nußbeck, Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees (Kleine Schriften der Freunde des Museums für Volkskunde, H.14). Berlin 1994.
- 11 Wie Anm.8, S.159.
- 12 Nils-Arvid Bringeus, Gedanken über Bilder. In: Volkskunst 7 (1984), H.1, S.5-7.
- 13 Wie Anm.8, S.18.
- 14 Ebda, S.19.
- 15 Samuel P. Huntington, Der Kampf der Kulturen. Die neue Gestaltung der Weltpolitik im 21.Jahrhundert. München 1996.
- 16 Vgl. Peter Niedermüller, Der Mythos »Deutsch zu sein«. Zum Verhältnis von Politik und Kultur. In: Zündstoff doppelte Staatsbürgerschaft. Zur Veralltäglicung des Nationalen, hrsg. von Irene Götz (Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge, H.21) Berlin 2000, S.44f.
- 17 Wolfgang Kaschuba, Kulturalismus - Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde I (1995); Siehe auch Wolfgang Kaschuba, Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S.132-146.
- 18 Harro Honolka u. Irene Götz, Deutsche Identität und das Zusammenleben mit Fremden. Fallanalysen. Opladen, Wiesbaden 1999, S. 26. Siehe auch: Bilder vom Eigenen und vom Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten, hrsg. von Irene Götz (Berliner Blätter: Ethnographische und Ethnologische Beiträge), Berlin 2001.
- 19 Vgl. Lutz Niethammer, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Hamburg 2000.
- 20 Franziska Becker, Ankommen in Deutschland. Eine Ethnographie über Migrationsprozesse »jüdischer Kontingentflüchtlinge« aus der Sowjetunion. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin, Juni 1999, S. 18 u.19.
- 21 Wie Anm.8, S.139.
- 22 Elisabeth Bronfen u.a. (Hg.), Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen 1997, S.18.
- 23 Ebda, S.19.
- 24 Salman Rushdie, Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991. London, Granta 1991, zit. nach ebda, S.29.
- 25 Presseerklärung vom 18.11.1999: Kriege sind nicht ethnisch. Ethnos und Ethnizität im politischen Kontext aus der Sicht der Ethnologen des Museums für Völkerkunde Frankfurt am Main, S.3.
- 26 Konrad Köstlin, Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: Ethnologia Europaea 1 (1994), S.5f.

# Das Museum als Plattform der Kulturen?

## oder: Einige Erfahrungen aus dem Museum Europäischer Kulturen Berlin

Von Dr. Dagmar Neuland-Kitzerow

Im November des Jahres 2000 wurde in den Ausstellungsräumen des Museums Europäischer Kulturen (Staatliche Museen zu Berlin/ Stiftung Preußischer Kulturbesitz), vor dem unmittelbaren Hintergrund anderer, museal präsentierter Textilien, ein Teppich aus dem Besitz einer in Berlin lebenden Familie griechischer Herkunft ausgebreitet. Anlass dafür war eine Diskussion darüber, wie wir anhand von Objekten zu einem Gespräch über Biographien, die kulturelle Herkunft und Identität Einzelner und das Leben von Minderheiten in einer Mehrheitskultur kommen könnten. Die Besitzerin des Teppichs, eine Frau im mittleren Alter, in Griechenland geboren, seit langem in Berlin lebend und seit vielen Jahren als Sozialarbeiterin engagiert für das tägliche Miteinander der Kulturen tätig, erzählte ihre Geschichte und die Geschichten zum Teppich. Zugleich fragte sie jedoch, was denn an dem Stück für uns, eine staatliche Institution, so interessant sei. Im Verlauf des Nachmittags stellten wir dem Teppich einige Objekte aus der aktuellen Ausstellung gegenüber, erzählten also ebenfalls Objektgeschichten, die sich aus kunst- und kulturhistorischen Zusammenhängen nährten, während der konkret biographische Kontext nicht mehr aufgezeigt werden konnte. Im Gespräch über die Objekte wurde jedoch deutlich, dass es viele Parallelen gibt, die sich aus vergleichbaren Fragestellungen an die Objekte und ihren Kontext erklären und das die Objekte Symbole von Kulturkontakten sind. Es erwies sich, dass man kann das Museum und seine Spezifik - die Objekte - durchaus nutzen kann, um miteinander zu kulturellen Traditionen ins Gespräch zu kommen.

Berlin hat gegenwärtig ca. 3,4 Millionen Einwohner. Der Anteil der Berliner mit nicht-deutschem Pass beträgt ca. 13 % und ist ansteigend. Hinter dieser Prozentangabe verbergen sich nahezu 200 ethnisch-kulturelle Gruppierungen, die das Bild der Stadt, ihre sprachliche Vielfalt und ihre Lebendigkeit ausmachen. Diese kulturelle Vielfalt ist ein Zeichen historischer als auch aktueller Prozesse. Denn Migrations- und Integrationspolitik hat in Berlin eine lange Tradition, mit allen Widersprüchen und Rück-

schlagen. Immer wieder geht es darum, wie Minderheiten- und Mehrheitskulturen miteinander umgehen, wie sich Eigenständiges neben mainstreaming-cultures behaupten kann, wie also parallele Lebensweisen respektiert nebeneinander bestehen können. Andererseits haben alle neuen kulturellen Einflüsse die Stadt stets bereichert. Es ist deshalb immer wieder zu fragen, wie es gelingt, dass Zuwanderer zu Einheimischen, zu Berliner Stadtbevölkerung werden? In welchen Schritten gestalten sich Prozesse der Integration ohne zwanghafte Assimilation? Wie können kulturelles Mit- und Nebeneinander heute organisiert werden und wie können sich kulturelle Institutionen hier sinnvoll einbringen? Wie sind Bedingungen für die Koexistenz kultureller Vielfalt zu schaffen, zu unterstützen und was könnte beispielsweise ein Museum dafür tun?

Denn es geht um mehr als die demokratische Öffnung des Museums für alle Bevölkerungsgruppen, die ja prinzipiell vorhanden ist. Das Museum Europäischer Kulturen der Staatlichen Museen zu Berlin arbeitet vielmehr daran, das Haus für neue Besuchergruppen zu erschließen und es als lebendigen Ort für Kulturkontakte zu entwickeln. Verschiedene Aktivitäten sind Bestandteil dieses Programms. Ein Ausdruck dieses Ansatzes sind die seit drei Jahren stattfindenden Kulturtage an unserem Haus. In jedem Jahr laden wir, zumeist über die in Berlin ansässigen Kulturinstitute, Partner ein, sich mit einer Ausstellung, mit Diskussionen oder der Darstellung handwerklicher Traditionen den Berlinern vorzustellen. Andererseits ist die kulturelle Vielfalt Berlins über die vielen Organisationen und Gruppen, in denen sich neue Berliner Bevölkerungsgruppen zusammenfinden, spürbar. Zukünftig möchten wir mit Programmen zu den unterschiedlichen Ausstellungen diese Gruppen erreichen. Dabei geht es darum, sie nicht nur als »Kulturkonsumenten« zu gewinnen, sondern sie ebenso zu ermuntern, das Museum als Podium für die Darstellung der eigenen Befindlichkeit und ihrer spezifischen Traditionen zu nutzen. Ziel dieser Organisation von Begegnungen ist die respektierte gegenseitige Wissensvermittlung über andere und uns.

Erste Erfahrungen dazu haben wir in den letzten Monaten gemacht. Anlass dafür ist die Beteiligung unseres Hauses an einem europäischen Projekt zur Thematik »Migration, Arbeit, Identität«. Sechs europäische Länder sind daran beteiligt: Dänemark, Schweden, Österreich, Großbritannien und Deutschland. Es ist eine Initiative im Rahmen des Programms culture 2000 und erfährt seitens der europäischen Kommission

finanzielle Förderung; nährt sich aber zu großen Teilen aus dem Engagement der beteiligten Partnermuseen. Das Programm ist zunächst auf drei Jahre angelegt und zielt insbesondere darauf, Projekte zu entwickeln, die sowohl die gegenwärtigen Migrationsprozesse thematisieren als auch Museen als Orte interkultureller Begegnung zu entwickeln. Im Rahmen des Projekts entwickeln die europäischen Partner vor Ort eigene Projekte. Diese reichen von Forschungsaktivitäten und Ausstellungen zu historischen Etappen von Migrationsprozessen, über künstlerische Performances und workshops mit Kinder- und Jugendgruppen bis zu biographischen Interviews. Aus Berlin sind am europäischen Projekt »Migration, Arbeit und Identität« das Nachbarschaftsmuseum Berlin e. V., das Deutsche Technikmuseum, das Museum Europäischer Kulturen/ Staatliche Museen zu Berlin sowie der Museumspädagogische Dienst Berlin beteiligt. Auch hier konzentrieren sich die Projektpartner auf spezielle Aktivitäten in ihrem Verantwortungsbereich. Und so haben im Ergebnis von Kontakten zu Einzelpersonlichkeiten und communities mit Migrationserfahrung, zu diversen Organisationen ethnisch-kultureller Prägung und sozialen Trägern, in den letzten Monaten in den beteiligten Berliner Museen viele interessante Begegnungen, workshops, Veranstaltungen und Ausstellungsprojekte stattgefunden, die als Basis für weitere Bemühungen um eine schrittweise interkulturelle Öffnung genutzt werden können.

Auch das Museum Europäischer Kulturen hat dabei erste Erfahrungen gemacht, wie an einer interkulturellen Öffnung des Hauses, verstanden als thematische Erweiterung und als Möglichkeit eines neuen Zugangs zu anderen Besucherschichten, gearbeitet werden könnte. Vieles davon bestätigt, was Kollegen anderer Museen berichten und berührt natürlich auch allgemeine museumspädagogische und besucherorientierte Fragestellungen. Deshalb können die Projektergebnisse nur Grundlage für eine weitere Diskussion zur nachhaltigen Erschließung des Museums als interkultureller Ort sein. Unsere bisherigen Erfahrungen zeigen: Museen bieten gerade anhand von Kulturzeugnissen, von Objekten und Sachzeugnissen zur Lebensweise einen sehr spezifischen Zugang, um kulturelles Anderssein als gelebte Hybridität in einem biographischen Kontext zu thematisieren und darzustellen. Wissen und Erfahrungswelten können damit konkretisiert werden, was sich bei der Erforschung und Darstellung von Interkulturalität als notwendig erweist. Die museale Präsentation kultureller Vielfalt sollte sich möglichst nicht allein auf die folkloristi-

sche Wahrnehmung und Präsentation anderer Kulturen beschränken, sondern nach subjektiver Erfahrung, Motivation und Geschichte fragen.

Aus Gesprächen mit Besuchern, die Migrationserfahrung haben, wird deutlich, dass das Bild von der »multikulturellen« Gesellschaft nur eine Ebene der Wahrnehmung ist. Die vordergründig kulturell-ethnische Zuordnung, als Homogenität begriffen, erweist sich als Konstrukt und damit als zu eindimensional, da jeder Einzelne sich vielmehr mit subjektiven sozialen Voraussetzungen und Bedingungen auseinandersetzen muss. Denn die realen Lebensbedingungen und -erfahrungen der verschiedenen Migrantengruppen und -generationen sind divers und Belege gelebter Hybridität.

Seitens der Museen macht das die Entwicklung unterschiedlichster Programme und Angebote erforderlich, was sich in Ausstellungsthemen, Workshops und sonstigen Angeboten widerspiegeln sollte. Es scheint, dass insbesondere über die Gewinnung aktiver Einzelner und der Berücksichtigung ihrer speziellen Interessen und ihres individuellen Wissens neue kulturelle Erfahrungen und Impulse für die Museen zu erwarten sind. Wenn es schrittweise gelingt, in den Museen Betätigungsfelder für eine projektorientierte Mitarbeit zu schaffen, die den Einzelnen mit und ohne Migrationserfahrung zum »Experten« für die eigene Geschichte werden lässt, dann könnte auch hier Integration als soziale Einbindung erfahrbar und das Museum als Plattform für Kulturen wirksam werden.

## »Wir waren die ersten ...« Menschen aus der Türkei über ihr Leben in Berlin

Von Martin Düspohl

**Allgemeine Angaben:** Ein Projekt des Kreuzberg-Museums, das im November 2000 startete und seitdem kontinuierlich weitergeführt wird. Es umfasst drei Teilbereiche:

eine Ausstellung zur türkischen Migrationsgeschichte nach Berlin im Kreuzberg-Museum für Stadtentwicklung und Sozialgeschichte (dem Heimatmuseum des Berliner Bezirks Kreuzberg), zunächst vorbereitet zusammen mit Migrant/inn/en der ersten Generation, im Herbst 2001 er-

weitert um den Ausstellungsteil »...und wir sind die nächsten« über die Erfahrungen der zweiten und dritten Generation. Die Ausstellung wird 2004 erweitert zu einer historischen Dokumentation über die Geschichte aller Migranten, die im Verlauf der letzten 300 Jahre in Kreuzberg eine neue Heimat fanden.

Ein Veranstaltungsprogramm mit einer Vielzahl öffentlicher Diskussions-, KulZiele und Maßnahmen unseres Projektes

Das Kreuzberg-Museum wollte als Heimatmuseum des Bezirkes die Geschichte der jetzigen Bewohner/innen des Bezirkes erforschen und ausstellen. Dabei sollten aber nicht – wie üblich – Wissenschaftler und Ausstellungsexperten die Themen und Inhalte recherchieren und aufbereiten, sondern die Migranten und Migrantinnen selbst ihre Geschichte dokumentieren, illustrieren und Exponate einbringen.

Dieses Konzept wurde in mehreren Arbeitsgruppen mit älteren Migranten/innen realisiert: im Begegnungszentrum der Arbeiterwohlfahrt unter Leitung von Filiz Müller-Lehnartz und Fatma Hermann sowie im Familiengarten des Kotti e.V. unter Leitung von Monika Krämer-Wagner, Neriman Kurt, Filiz Yüreklik und Uta Kural. Die Überblickstexte zu den einzelnen Themenbereichen: »Der Weg nach Berlin«, »Arbeit«, »Politik und Gewerkschaft«, »Familie«, »Bildung«, »Gesundheit«, »Sport«, »Religion« und »Kultur« schrieben im Berlin lebende türkischstämmige Schriftsteller und Journalisten wie Gültekin Emre, Mehmet Zagli, Niyazi Turgay und Mürtüz Yolcu. Die Ausstellung wurde auf der Basis des vorliegenden Materials von Mitarbeiter/innen des Kreuzberg-Museums unter Leitung von Martin Düspohl, Uta Kural und Helga Lieser (Gestaltung) zusammengestellt. Filiz Yüreklik und Kamil Akgün, die die »erste« und die »zweite« Generation der Zuwanderer repräsentieren, übernahmen die Ausstellungsführungen, bei denen sie jeweils aus ihrer eigenen Biografie berichteten und mit den Besuchergruppen diskutierten (zusammen ca. 150 Führungen).

Eine Attraktion der Ausstellung waren umgebaute Friseurstühle: Unter den Hauben konnte man wahlweise in deutsch oder türkisch den biografischen Berichten von Kreuzberger/innen mit türkischem Migrationshintergrund zuhören. Die in den Friseurstühlen präsentierten Biografien wechselten: Zunächst wurden die Eltern, dann deren inzwischen erwachsenen Kinder portraitiert. So konnte auch die Veränderung der Sprachkompetenzen verdeutlicht werden: Während die Eltern besser türkisch

als deutsch sprechen, ist es bei den Kindern umgekehrt.

**Annahme des Projektes durch die Zielgruppe, Verbesserung des Miteinanders:** An der Vorbereitung des Ausstellungsprojektes sind ungefähr 100 Personen beteiligt gewesen – ehrenamtliche, freie und festangestellte Mitarbeiter/innen sowie Beschäftigte aus ABM- und BSHG-Programmen. Die über 20 000 Ausstellungs- und Veranstaltungsbesucher/innen kamen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Ihr ethnischer Hintergrund entsprach in etwa dem der Bevölkerung in Kreuzberg SO 36 (50/50). Während zunächst eher die »Einheimischen« die Ausstellung und die Veranstaltungen besuchten, kamen im Laufe der Monate auch Besuchergruppen aus ganz Berlin und dem Umland hinzu, schließlich auch Touristen aus dem In- und Ausland. Die unmittelbar Projektbeteiligten haben ihre eigenen Lebens- und Denkweisen, ihre Formen der Alltagsgestaltung, Religionsausübung und ihre kulturellen Aktivitäten »veröffentlicht«, d.h. zu einem Bestandteil des öffentlichen gesellschaftlichen Lebens gemacht. Das geschah vor allem auch im Rahmen des Begleitprogramms: Das alevitische Kulturzentrum z.B. öffnete seine Türen und präsentierte den Veranstaltungsteilnehmer/innen eine Cem-Zeremonie (einen mehrstündigen religiösen Ritus) in deutscher Sprache. Erstaunlicherweise kamen mehr türkisch-sunnitische Besucher/innen als deutsche, die auf diese Weise erstmals – und vermittelt über die deutsche Sprache – Informationen über die in der Türkei diffamierte und teilweise verbotene alevitische Religion erhielten. Über die Vielzahl der weiteren Veranstaltungen informieren die beigelegten Programmhandzettel. Das Publikumsinteresse war durchweg gut. Das Programm wird fortgesetzt.

**Projektteil »X-Berg-Tag« / Eine Reise nach »Klein-Istanbul« in Berlin für Schüler- und Jugendgruppen aus Berlin und Brandenburg:** »Wie kennt ihr Kreuzberg aus den Medien? Als sozialen Brennpunkt, Randalbezirk, Türk-Town und Drogenumschlagplatz? Wir möchten euch Kreuzberg zeigen, wie es wirklich ist, und laden euch ein, uns einen Tag lang zu besuchen. Wir sind Ilknur, Nadja und Wafaa, in Kreuzberg geboren und jetzt zwischen 19 und 24 Jahre alt. Und das bieten wir für euch an: einen Spaziergang durch das legendäre SO 36: Klein-Istanbul in Berlin, eine Führung durch die Ausstellung »Wir waren die ersten...« über die Geschichte der Migration aus der Türkei nach Berlin (im Kreuzberg-Museum, ein orientalisches Mittagessen im deutsch-türkischen »Familiengarten«, einen Besuch in einem deutsch-türkischen Jugend- oder



Kinderprojekt, in einer Moschee oder einem Kulturzentrum.

**Gespräche über das Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster Herkunft in einem ungewöhnlichen Berliner Stadtteil**« Auf der Grundlage erster Erfahrungen mit Tagesbesuchen von Jugendlichen aus Brandenburg entstand im Frühjahr 2001 ein pädagogisches Konzept für Tagesprogramme, insbesondere für Schulklassen aus den neuen Bundesländern und Ost-Berlin zum Thema multikulturelles Leben in Berlin. Ziel war es, die unter zahlreichen Jugendlichen verbreiteten diffusen, manchmal manifesten Urteile über »Kreuzberg«, »Ausländer« usw. mit eigener Erfahrung und Erlebnissen zu konfrontieren, um so durch die Begegnung mit »dem Fremden« oder Andersartigen (Menschen, Orte...) und durch kompetente Kommunikationsstrategien dazu beizutragen, Vorurteile abzubauen und Toleranz zu fördern.

Die Begegnung stand im Vordergrund und hatte Vorrang vor einer »Referentenlastigkeit«. Das Programm entsprach einem Konzept von Kurzzeitpädagogik und hatte darin seine Stärken und Grenzen. Der Projekttag in Kreuzberg vermittelte im Herbst 2001 für 831 Jugendliche häufig erstmalig eine intensivere Begegnung mit Migranten und schaffte dadurch zumindest für einen kurzen Zeitraum die Gelegenheit, Dinge einmal anders zu sehen. Die Tagesprogramme wurden mit den Lehrer/innen und Gruppenleiterinnen telefonisch vorbereitet. Ein Training für die pädagogischen Betreuer und die Auswertung der Erfahrungen mit den Gruppen hat im Verlauf des Projektes mehrmals stattgefunden.

Die drei Betreuerinnen nahmen ihre Aufgabe außerordentlich ernst. Etwa die Hälfte der Jugendlichen nutzte bereitwillig die Chance, sich – aus »erster Hand« über die Herkunft und das Alltagsleben der Migranten/innen in Kreuzberg zu informieren. Sie stellten Fragen zu deren Lebensgewohnheiten und religiösen Überzeugungen und interessierten sich insbesondere für die persönlichen Biografien der Betreuerinnen. Die andere Hälfte zeigte zunächst demonstrativ Desinteresse. Erst im Verlauf des Tages gelang es, ihre Abwehrhaltung aufzubrechen - allerdings nicht immer. Einige Jugendliche verweigerten sich beharrlich und nahmen z.B. auch nicht an dem Informationsgespräch in der Moschee (meist Merkez-Moschee: DITIB) teil. Trotzdem gelang es den Betreuerinnen, auch zu »schwierigen« Jugendlichen einen »Draht« zu finden und Gruppenzwänge zu durchbrechen, in dem sie gezielt mit einzelnen das Gespräch suchten (vgl. deren Berichte in der Anlage). Das türkische Mittagessen hat (er-

staunlicherweise) fast allen Jugendlichen geschmeckt. Sie hatten allerdings auch Gelegenheit, sich vorher in der Küche der Gaststätte über Zutaten und Zubereitungsweisen genau zu informieren. Nur einige wenige verweigerten die Mahlzeit. Den Stadtteilspaziergang und den Museumsbesuch empfanden viele Jugendliche als den »anstrengenden Teil« des Programms, betonten aber auch, dass sie dabei viel Neues erfahren hatten und sich Kreuzberg »ganz anders« vorgestellt hatten – wie genau, das war nur selten herauszubringen. Als Höhepunkt des Tages wurde meist der Moscheebesuch bzw. der Besuch im alevitischen Kulturzentrum genannt – das lag vor allem auch an der überaus freundlichen Gastfreundschaft der dortigen Referenten, z.B. des türkischen Religionsbeauftragten in Berlin, Herrn Gemici, die auch die »abstrusesten« Fragen und Wortbeiträge mit großer Geduld und Kenntnisreichtum beantworteten.

Die »Kreuzberger«, d.h. die beteiligten Projekte, Jugendzentren, religiösen Einrichtungen usw. nahmen den X-berg-Tag positiv auf. Sie waren gern bereit, aus »Insider-Sicht« zu berichten und mit den Gästen zu diskutieren. Man hatte manchmal den Eindruck, dass es ihnen sogar gut tat, die eigenen Überzeugungen und Lebensformen einmal in Formulierungen zu fassen und gegen Kritik zu verteidigen.



Türkische Berliner besuchen ein Museum in Oldenburg

# Abschließende Eindrücke vom Workshop »Schmelztiegel oder Flickenteppich«

Von Dr. Erika Karasek

Am 16.10. 2002 fand im Berliner JKV unter dem bildhaften Titel »Schmelztiegel oder Flickenteppich« (auch Fleckenteppich genannt) eine an- und aufregende Veranstaltung zu Fragen von Assimilation oder Integration statt. Die Veranstalter hatten mit der Auswahl der Referentinnen und Referenten, die aus Theorie, Verwaltungs- und Kulturpraxis kamen und sich dem Thema aus verschiedenen Perspektiven näherten, dem Forum die Möglichkeit geboten viele Aspekte des Zusammenlebens zu hinterfragen. Entsprechend rege entfachte sich eine Diskussion um so unscharfe Begriffe und Bezeichnungen wie Integration, Assimilation, Fremdenfeindlichkeit, allgemeine Menschlichkeit oder »typisch deutsch«. Die Tatsache, dass diese Begriffe meist mit zusätzlichen Erläuterungen versehen wurden, machte deutlich, dass sie jeder anders verstanden wissen wollte, zumindest aber anders akzentuierte. Dies führte nicht selten zu Irritationen, mündete aber auch in der Forderung nach wissenschaftlicher Definition. Die Mehrheit der Teilnehmer des Workshops sprach sich gegen einen Schmelztiegel aus, der alles nivelliert und eine Einheitskultur befördert. Sie votierten für das Bild eines Fleckenteppichs, in dessen Gesamtrahmen jede Kultur ihre eigene Daseinsberechtigung mit deutlichen Konturen bewahren kann. Immigranten und ehemalige Exilanten berichteten von den Schwierigkeiten und individuellen Empfindungen, die bei der Bewältigung der Alltagsprobleme im Gastland entstehen, wenn nach einiger Zeit der »Gaststatus« erloschen ist, aber die Grundlagen für eine Integration nicht ausreichend entwickelt sind. Sie befürworteten eine Integration auf struktureller, sozialer und kultureller Ebene. Gemeinsame Aufgaben, Arbeit und sinnvolle, organisierte gesellschaftliche Aktivitäten wurden als wichtigste Voraussetzung für eine erfolgreiche Integration angesehen. Anregungen, wie die Integration befördert werden könnte, was Kulturinstitutionen wie Museen in diesem Prozess leisten können, wurde mit Vertretern von heimatkundlichen und ethnographischen Museen lebhaft diskutiert. Es wurde deutlich, dass einschlägige Museen vor allem Anregungen und Betreuung für die verschiedenen kulturellen Aktivitäten

und Projekte der Immigrantengruppen geben könnten und etwa durch die Ausrichtung von gemeinsam vorbereiteten Ausstellungen eine Vermittlerrolle spielen sollten, wie dies ansatzweise vom Museum Europäischer Kulturen und vom Kreuzberger Heimatmuseum bereits praktiziert worden ist. So wie die einzelnen Szenen eines »Flecketeppichs«, sich nicht von selbst zu einem künstlerischen Gesamtbild fügen, sondern eine Zusammenarbeit und Verständigung der verschiedenen Künstler über gewisse Parameter voraussetzt, ist Integration keine Sache, die einem gelegentlich widerfährt, sondern ein aktiver Prozess des Gebens und Nehmens, an dem mehrere Seiten gleichermaßen und mit unterschiedlichen Aspekten beteiligt sind. Das Erlernen der Sprache des Gastgeberlandes wurde allgemein als Basis für eine erfolgreiche Integration angesehen.

---

---

## **Fast 13 Jahre : Der Jüdische Kulturverein Berlin e.V.**

**Der Rückblick** spricht für Entwicklung. 1986 gründete sich in der Ostberliner Jüdischen Gemeinde die jüdische Gruppe »Wir für uns - Juden für Juden«. Hier trafen sich Jüdinnen und Juden, ehemalige Emigranten, Widerstandskämpfer und ihre erwachsenen Kinder, darunter viele Wissenschaftler und Kulturschaffende, die der Religionsgemeinde meist nicht angehörten. Die Gruppe stärkte durch ihre Präsenz das Gemeindeleben. Aus ihr entstand u.a. in der Diskussion mit dem Gemeindevorsitzenden im Übergang von 1989/90 der »Jüdische Kulturverein Berlin e.V.«, der sich als eine Ergänzung zur Gemeinde verstand. Die Gründungsveranstaltung war am 22. Januar 1990, die erste Bestätigung der Gründung erfolgte durch den Magistrat von Berlin. Entsprechend der veränderten Rechtssituation wurde der Verein am 4. Mai 1990 in Ostberlin (noch DDR) und am 27. September 1991, also nach der deutschen Einheit, beim Amtsgericht Charlottenburg registriert. In Westberlin gab es keine vergleichbar strukturierte jüdische Organisation, so dass der JKV sich nicht vereinen konnte. Aus einer jüdischen Ostberliner Kulturnische wurde im Verlauf der Jahre und dank auch äußerer Hilfe eine stabile jüdische Einrichtung, die dem Muster eines US-amerikanischen JCC (Jewish Community Center) folgt. Der Verein gab anfangs ein kleines Informationsblatt heraus. Seit September 1991 erscheint monatlich die »Jüdische Korrespondenz« mit acht Seiten.

**Der Jüdische Kulturverein Berlin e.V.** bereichert die in Berlin bestehenden jüdischen Einrichtungen und ist keine Religionsgemeinde. Als säkulare jüdische Organisation hat er sich der Bewahrung des jüdischen Erbes verpflichtet, also Religion, Kultur und jüdische Tradition, der Aneignung und Verbreitung von Wissen

über das Judentum, Diaspora und Israel, über jüdische und speziell europäisch- bzw. deutsch-jüdische Geschichte. Seine besondere Fürsorge gilt Überlebenden der Shoa und ihren Nachfahren. Der JKV ist gemeinnützig im Sinne der Förderung der Völkerverständigung. Hilfsaktionen für Zuwanderer, jüdische Gemeinden und Einzelpersonen in der früheren Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, die Beschaffung von Medikamenten für Kuba, Gespräche und Veranstaltungen mit Vertretern anderer in Berlin lebender ethnischer Bevölkerungsgruppen sind Vereinsalltag.

**Am Zentralen Runden Tisch** der DDR forderte der JKV am 9. Februar 1990 angesichts der krisenhaften, von antisemitischen Ausfällen begleiteten Situation in der UdSSR, den sowjetischen Juden, die es wünschten, den Daueraufenthalt in der DDR zu ermöglichen. Der einstimmige Beschluss des Runden Tisches und die nachfolgende Umsetzung durch die DDR-Regierungen Modrow und de Maiziere waren der Beginn einer jüdischen Einwanderung, die anhält. Inzwischen sind rund 150 000 Menschen im jüdischen Kontingent nach Deutschland gekommen und weitere werden erwartet.

**Erste Deutschkurse** und jede denkbare Hilfe für russischsprachige jüdische Zuwanderer bot der JKV ab Juni 1990. Er unterstützte die Eröffnung der »Friedländer-Schule«, wo zunächst jüdische Zuwanderer Deutsch und Landeskunde lernen konnten, er gab Informationsmaterial auf Russisch heraus und lud zu Pressegesprächen. Mit aktiven Zuwanderern entwickelte sich eine Palette russischsprachiger Kultur- und Informationsveranstaltungen. Bis Ende 1998 erschien die »Jüdische Korrespondenz« auch als russischsprachige Ausgabe. Dank der Integrationserfolge und des Ausbaus eines breitgefächerten russischsprachigen Angebots bei der Jüdischen Gemeinde und durch die Zentrale Jüdische Wohlfahrtsstelle (ZWST) konnte der JKV seine russischsprachigen Aktivitäten inzwischen reduzieren.

**Gegen Rassismus** und Völkerverhetzung, Antisemitismus und Ausländerhass hat sich der JKV von Anbeginn öffentlich positioniert. Diese Haltung ist eine Lehre nach und aus der Shoa. Auch darum steht die Botschaft »Erinnern = Leben« auf der Fahne des Vereins. Eng ist der Verein mit Organisationen der Holocaustüberlebenden und Widerstandskämpfer verbunden, denen viele Vereinsmitglieder angehören. Von der ersten Anzeige gegen den Shoa-Leugner David Irving im Jahre 1990, dem Protest gegen den brutalen rassistischen Terror in Rostock und Hoyerswerda, Empörung über antisemitisch motivierte Brandsätze in Lübeck, Fremdenangst in Gollwitz und Berliner Fußballrassismus bis zur Aufforderung an die Medien, die Hoffahrt von Rechtspopulisten nicht zu unterstützen, war und ist der JKV präsent. Antisemitische Äußerungen aus der Führung der russischen KP waren 1999 Anlass, besorgt an das Auswärtige Amt, das Bundesministerium des Inneren und alle Parteien, besonders die PDS, zu appellieren. Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an die »Fabrikaktion« vom 27. Februar 1943, an den Novemberpogrom 1938, an die Befreiung vom Hitlerfaschismus am

8. Mai 1945 und den »Tag des Sieges« am 9. Mai, an die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1919, das Gedenken am Jom Haschoa und die aktive Beteiligung am Tag der Erinnerung und Mahnung im September sind in den Jahreskalender des JKV eingebunden. Seit dem 11. September 2001 sind Treffen mit Vertretern von in Berlin ansässigen Migrantenvereinen und Organisationen und der gegenseitige Besuch zu muslimischen bzw. jüdischen Feiertagen im Programm verankert.

**Durch Kommunikation** und Kontakte mit der jüdischen Welt hat sich auch im JKV das Verständnis der nie endenden Frage *Was ist jüdisch?* erweitert. Kontrovers und engagiert wird dieses Thema diskutiert. Judentum und jüdisches Leben setzen die Aneignung jüdischer Geschichte, Traditionen und Werte voraus. Diese Erkenntnis löste intensive Lernprozesse aus und führte zu Differenzen über Ziel und Zweck eines *jüdischen Kultur*-Vereins. Von der orthodoxen Bewegung des Lubawitscher Rebben wurde die Botschaft »Think positive!« und: »Wir sind für alle Juden da« übernommen. Stimulierende Losungen wie »Turn Friday night into Shabbes« und das Prinzip der offenen Tür ließen sich auf die Verhältnisse einer kleinen, institutionell auf sich selbst gestellten, finanziell sehr bescheiden ausgestatteten jüdischen Organisation in Berlin umsetzen. Religiöse und der Tradition verpflichtete Veranstaltungen, wie das seit Anbeginn gemeinsame Begehen jüdischer Feiertage und die Begrüßung des Schabbat, richten sich vor allem an Mitglieder des Vereins, jüdische Berliner und jüdische Berlinbesucher. Die Anwesenheit so bedeutender religiöser Persönlichkeiten wie Rabbiner Tsevi Weinman (Jerusalem), Rabbiner Herschel Glick (London), Rabbiner Shlomo Carlebach s.A. (New York) und jüdischer Funktionäre aus aller Welt prägen die Vereinsgeschichte. Gespräche mit Vertretern der Berliner Jüdischen Gemeinde sind selbstverständlich geworden. Der Verein ist den heutigen Rabbinern und Kantoren verbunden. Der JKV steht seit seiner Gründung der Ronald S. Lauder Foundation nahe. In den ersten Jahren waren auch die Ratschläge des Simon-Wiesenthal-Center Paris und später des Europäisch-Jüdischen Forums für die Vereinsentwicklung wesentlich. Der JOINT schickte aus Jerusalem die ersten russischsprachigen Bücher und Lehrmaterialien, aus den USA und der Schweiz spendeten Einzelpersonen Gebetsbücher. Immer half die Bewegung Chabad Lubawitsch.

**Über 2 400** öffentliche Einzelveranstaltungen in zwölf Jahren, die jüdische Kultur, Lebensweise und Bildung vermittelten, sind für einen kleinen Verein eine überwältigende Leistung. Bei durchschnittlich 25 Besuchern haben rund 60 000 Menschen allein diese Veranstaltungen besucht, für die regelmäßig in der Tagespresse geworben wird. Nicht in dieser Zahl enthalten sind religiöse Zusammenkünfte, Feste, Workshops und Kurse für Einwanderer. Die Namensliste der Referentinnen und Referenten reicht von Israels Minister Josef Burg s.A. über Israels Generalkonsule sowie Botschafter Shimon Stein zu Schriftstellern und Künstlern wie

Stefan Heym s.A., Lea Rosh, Eva Kemlein, Irmgard von zur Mühlen, Markus Wolf, Josef Burg (Tschernowitz), Meir Ferber s.A. (Israel), György Konrad, Eva Siao a.A. (Peking), Heinz Knobloch, Carola Stern, Rafael Seligmann und Christa Wolf zu Politikern wie Günter Gaus, Lothar de Maiziere, Gregor Gysi, Barbara John, Wolfgang Thierse, Antje Vollmer, Heinz Fromm, den Vorsitzenden des Zentralrats der Sinti und Roma Romani Rose, zu Wissenschaftlern aus aller Welt, darunter die Professoren John Stachel und George L. Mosse s.A. (USA), Oberst a.D. Efim Brodsky und Oberst a.D. Prof. Yakov Drabkin (Moskau), Walter Laqueur (USA), Prof. Julius Schoeps, Dr. Arnold Paucker (London) sowie unzählige Diskutanten und Zeitzeugen aus dem jüdischen und nichtjüdischen Widerstand nebst vielen anregenden Stichwortgebern.

**Die Mitgliedschaft** im JKV setzt die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk oder eine jüdische Familiengeschichte voraus. Mitglieder sind entweder jüdisch im Sinne des jüdischen Rechts oder Kinder jüdischer Väter. Der JKV versteht sich als ein Ort, an dem die Traditionen und die Geschichte der Vorfahren erfahren und über eine Rückkehr ins Judentum nachgedacht werden kann. In den Kreis der fördernden Freunde kann aufgenommen wird, wer die Satzung anerkennt. Am 1. Januar 2002 waren rund 170 Mitglieder und rund 50 fördernde Freunde eingetragen. Der Jahresbeitrag beträgt 105 / 55 Euro, die einmalige Aufnahmegebühr 30 / 15 Euro. Die »Jüdische Korrespondenz« hat zur Zeit eine Auflage von ca. 1 000 Exemplaren. Das ehrenamtlich gestaltete Blatt ist für jährlich 35 c (\$ 60 Übersee und Israel) zu abonnieren. Jüdische Einrichtungen in der früheren Sowjetunion sowie eine Reihe ehemaliger Berliner in allen Kontinenten beziehen es, sofern sie die Kosten nicht tragen können, ohne Bezahlung. Die Finanzierung des JKV erfolgt vor allem über Mitgliedsbeiträge und Spenden. Durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM, SAM und Hilfe zur Arbeit) erhielten Langzeitarbeitslose die zeitlich begrenzte Chance, projektgebundene Tätigkeiten auszuüben, die zugleich eine Vorbereitung für die Eingliederung in den 1. Arbeitsmarkt bzw. zur Integration in Deutschland sind. Sachmittel gibt es seit langem nicht mehr.

Seit seiner Gründung wurde dem JKV *keine* institutionelle Förderung zugebilligt, so dass die Sorge umgeht, ob der Verein über das Jahr 2003 hinaus bestehen kann. Die drei aktuellen Projekte mit insgesamt vier Mitarbeitern enden zum 31.12.2002 bzw. 30. 06. 2003. Die Verlängerungen sind beantragt.

**Ein ehrenamtlicher Vorstand** leitet den JKV. Er wird im Abstand von zwei Jahren durch die Mitglieder gewählt. Der Vorstand bestimmt den Ersten und Zweiten Vorsitzenden und den Schatzmeister. In der Legislaturperiode 2002/2004 ist Dr. Irene Runge 1. Vorsitzende, Johann Colden 2. Vorsitzender und Andreas Poetke Schatzmeister. Ralf Bachmann und Dr. Ines Mietkowska-Kaiser sind Beisitzer.

**Die Zahl ehrenamtlicher** Aktivisten ist angesichts des hohen Alters und entsprechend teilweise instabilen Gesundheitszustands vieler Mitglieder äußerst begrenzt.

März 2003, Irene Runge.

# Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. Kislew/Tewet 5763 Dezember 2002 Nr. 12 12. Jahrgang 1,20 €

## Silberstreifen

Von Ralf Bachmann

Wenn in Deutschland etwas zwei Mal geschieht, spricht man von einer Tradition, beim dritten Mal von einer Serie. So sind die informativen Treffen mit Ullrich Kinne, Legationsrat 1. Klasse und politischer Referent an der Deutschen Botschaft in Israel, in einer Übergangsphase - noch Tradition, aber schon gesicherte Serie. Im Mittelpunkt der zweiten Veranstaltung neben der aktuellen Situation: die in den israelischen Parteien beginnenden Vorbereitungen auf die inzwischen für den 28. Januar 2003 ausgeschrieben Wahlen und die Folgen der amerikanischen Irak-Politik für Israel. Das Klima spiegelt sich im Differenzierungsprozess innerhalb der Parteien wider, der im Likud höchst widersprüchlich verläuft. Nun muss so ein Legationsrat weitsichtig, aber kein Prophet sein. So vermochte er natürlich nicht zu sagen, ob sich Sharon oder die weit- aus härtere und kompromisslosere Linie Netanjahus durchsetzen wird. Auch wie die Auseinandersetzungen um die Führung und den Kurs der Arbeitspartei enden, musste offen bleiben. Immerhin ahnte man nach Kinnes Darlegungen schon, dass das Auseinanderbrechen der Koalitionsregierung nur ein Frage der Zeit sein konnte. Man lernte einen neuen Hoffnungsträger der Arbeitspartei, den Haifa-er Oberbürgermeister General Amram Mitzna, in seiner Stadt von Juden und Arabern gleichermaßen geachtet kennen. Kinne schilderte, wie die kleinen nationalistischen Parteien immer radikaler auftreten und mit äußerster Schärfe selbst auf völlig legale Schritte wie das Vorgehen der Armee gegen ein ungenehmigtes Siedlungsverwerk reagieren. Komplizierter ist die Einschätzung der Stimmung in der israelischen Bevölkerung. Selbst Umfragen kann man unterschiedlich interpretieren. Eine Mehrheit tritt für die Schaffung zweier souveräner Staaten ein, aber eine ebensol- che Mehrheit lehnt nicht daran in der nächsten

ein so zartes Pflänzchen, dass sie jeder neue Zwischenfall gefährdet.

Zu den Realitäten dieser Tage gehört nach den Worten Kinnes auch, dass an dem durchaus stabilen Zaun zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten vor allem an den »kritischen« Punkten kräftig gebaut wird. Was in Deutschland anachronistisch scheinen mag, hat eine sehr vorwärts gewandte Seite. Israel stellt sich auf eine längere Zeit des Nebeneinanderbestehens mit der

die Bildung eines provisorischen Palästinenserstaates, schließlich wird auf einer Friedenskonferenz über endgültige Lösungen verhandelt. Die Diskussion im JKV vertiefte viele Themen. Eine Ergänzung ließ hoffnungsvoll autorisieren: Unter der jungen Generation gehen Prozesse vor sich, die nachdenklich stimmen. Da gibt es Kinder Ultra-Orthodoxer, die mit ihren Altersgefährten zusammenleben, da gibt es immer mehr junge Araber, die an israelische Universitäten drängen, immer neue Zeichen, die von der Erkenntnis ausgehen, wir leben hier, wir leben miteinander, lasst uns aufeinander zugehen und einander verstehen.

## Danke! Danke!

Von Irene Runge

Das war mein bisher schönstes Geburtstagsfest! Ich möchte allen danken, die beim Vorbereiten halfen, allen, die mit mir im JKV feierten, all denen, die geschrieben, gefast, gemault oder angerufen haben.

Als »Festredner« sind Rabbiner Teichtal, Andreas Poeltke und Selma Schrader zu nennen, die mich von ganzem Herzen und (letztere) zudem liebevoll kritisch zu würdigen wussten. Der Gemeindevorsitzende Dr. Brenner schickte Blumen, ebenso der Leiter der ZWST Jossif Vavil. Neben vielen anderen gratulierten mir mit Briefen, weil sie nicht kommen konnten: die Bundesausländerbeauftragte Marie-Luise Beck, die Rabbiner Glück (London) und Weinman (Jerusalem), Romani Rose als Vorsitzender des Zentrals der Sinti und Roma, Integrationsbüro und Geschäftsführer May der Gemeinde. Israels Gesandter Mordechai Levy telefonierte mit mir aus Suhl, Kultursekretär Dr. Flierl schickte schriftliche, Wirtschaftssenator Wolf nicht weniger herzliche mündliche Grüße. Zu den Gästen gehörten Berlins Stellvertretende Parlamentspräsidentin Martina Michels, die Vorsitzende des Sinti und Roma Landesverbandes, Petra Rosenberg, Eckardt Bartel (MdB/SPD), Benjamin Hoff (MdB/SPD) und Klaus-Peter Böhmer (MdB/SPD).

## 13. Chanukkafest des JKV



Donnerstag, 5. Dezember 2002.  
Einlass: 18.30 Uhr. Beginn 19.00 Uhr.  
Lichterzündung: 19.15 Uhr mit  
Rabbiner Yehuda Teichtal,  
CHABAD Lubawitsch Berlin  
und den CHABAD Yeshiva Bocherim.  
Simches, Buffet, Gespräche.  
Musik und Tanz mit Jossif »Goscha« Gofenberg  
& Michael Sandler.  
JKV-Mitglieder 9 Euro / Gäste 19 Euro.  
Kartenvorverkauf bis 4. Dezember nur im JKV

Notwendigkeit von Sicherheitsvorkehrungen gegen Überfälle ein. Es gibt kaum zu übersehende Zusammenhänge. Die militärischen Maßnahmen gegen Städte und Lager, die umfangreiche Wiederbesetzung, die Politik der gezielten Tötungen und der Familienumsetzungen haben im Kampf gegen den Terrorismus nicht die erwarteten Ergebnisse, dafür aber viele Probleme gebracht und setzen Israel zunehmend dem Vorwurf der Menschenrechtsverletzung aus. Die Stimmen aus den USA - und das Wort Buschs ist das einzige, das Sharon ernst nimmt - werden immer drängender und härter. Man hoffentlich dort, dass die

*Einzelpreis des monatlichen Mitteilungsblattes des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. 1,20 Euro. Jahresabonnement 35 Euro. Übersee und Israel \$ 60. Bestellungen und Erwerb sind beim JKV möglich*